

ÜBERSCHALLFLIEGER

EIN ROMAN VON
VICTORIA HOHMANN

Victoria Hohmann

Überschallflieger

Überschallflieger
ein Roman von
Victoria Hohmann

Impressum

© 2014 Victoria Hohmann

Druck und Verlag: epubli GmbH, Berlin, www.epubli.de

ISBN 978-3-7375-2225-0

Printed in Germany

Bibliografische Information
der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese
Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Inhalt

PART I Die Nacht vor meinem Geburtstag	7
1 – Nachts im Bett	7
2 – Bianca	16
3 – Wie Paul und ich zueinander und auch aufeinander kamen	26
4 – Niko	38
5 – Vertrackt, verstrickt, verknötet	57
6 – Wahrheiten und Pflichten	67
7 – An der Futterkrippe mit der heiligen Familie	77
8 – Pfüngstliche Feuerzungen im Angesicht loderner Flammen.	81
9 – Familienaufstellung	92
10 – Mehr von Topf und Deckel.	96
11 – Noch mehr von Topf und Deckel	101
12 – Stimmung im Keller	108
13 – Auf der Straße, auf dem Weg und von der Schrittgeschwindigkeit um die 30.	116
14 – Von Delikatem, einer zündenden Idee im Auto bis hin zum Hin-und-weg-sein und schließlich auch zurück.	119
15 – Nach der Reise ist vor der Reise und von den bunten Bändern der Freundschaft.	127
16 – Abschiedsgrillen im Stadtpark mit Wiedersehen	132
17 – Die Kunst der Bindung ohne Fallstricke.	148

18 – Neue Zumutungen, alter Ballast, unsere Alten und neue Bekanntschaften	154
19 – Surfen und Skypen über den großen Teich	179
20 – Wie der Maskenball weitergeht	190
21 – Kleinunternehmer, gestandene Selbständige und alteingesessene Servicekräfte zwischen Stühlen	207
22 – Touristen und krumme Touren	222
23 – Entrückte Rückreisen und persönliche Paral- lelwelten	232
25 – Zwei Schlußstriche	253
26 – Eine Ecke, die etwas abrundete.	259
27 – Ein falscher Londoner und ein großer Knall.	266
28 – Gerry und Goethe.	278
PART II Mein Geburtstag	289
29 – Der Tag.	289
30 – Der Abend	296
31 – Vom Wasser	320

PART I Die Nacht vor meinem Geburtstag

1 – Nachts im Bett

00:12 Uhr.

Jeder Mensch hat zwei Leben: das Leben, das er lebt und das Leben, von dem er träumt. Dabei wird Letzteres einem ja gerne zunichte gemacht. Und zwar bereits per profanster Realität wie dem nächtlichen Schnarchen des Bett-nachbars. Warum müssen Männer eigentlich schnarchen? Warum können sie nicht geräuschlos Sauerstoff ein- und ausatmen, statt ihr Gaumensegel in orkanartigen Lautstärken flattern zu lassen? Und warum müssen Frauen darum nachts lärmbelästigt wach liegen und sich am nächsten Morgen die Augenringe wegschminken? Das kann doch nicht gesund sein. Weder für das Weibchen, noch für das Männlein – erst recht nicht für das Miteinander. Kein Wunder, dass das mit der Gleichstellung irgendwie nicht funktioniert. Die beginnt schließlich im Bett – und zwar ganz anders, als auf den ersten Blick vermutet. Neben mir schnarcht, in der gar nicht stillen Nacht, mein Lebensgefährtin Paul. Er rodet sägend stündlich etwa zehn Quadratkilometer Urwald. Wenn er Bier zu dessen Rettung getrunken hat sogar noch mehr. Ich kann ihn dann stoßen und zwicken so viel ich will und ihm die Nase zuhalten – was ich allerdings aufgegeben habe, weil das darauf folgende Streitgespräch dem Sägen in Nichts nachsteht. Manchmal nehme ich darum mein Bettzeug und flüchte aufs Sofa im Wohnzimmer. Jedoch krümme ich mich auch dort schlafsuchend, zu allem Überfluss in Embryostellung, da das Sofa kürzer ist als ich. Morgens bin ich dann ebenfalls gerädert. Mir

bleibt also die nächtliche Qual der Wahl. Qual ja sowieso. An dieser Stelle muss ich einhalten und, erstens, fairerweise gestehen: An sich ist Paul ein guter Typ und, zweitens, einräumen: ok, nicht nur Männer schnarchen. Meine Oma mütterlicherseits beispielsweise hat so geschnarcht, dass mein Großvater nach dem siebten Ehejahr getrennte Schlafzimmer forderte. Die wurden dann auch eingerichtet. Auf meinen fragenden Blick hin, mit pubertären dreizehn Jahren, als mir die Sache nicht nur zu Ohren kam, sondern im gleichen Moment auch das Ausmaß der Angelegenheit aufging – zuvor hatte ich die getrennten großelterlichen Schlafzimmer nie als ungewöhnlich erachtet – kicherte meine Oma nur: „Wir können uns ja besuchen...!“ Was mir jungem Hüpfen in Anbetracht ihrer schamlosen Falten eine mehr als zarte Röte ins Gesicht trieb.

Aber Besuch hin oder her: Meine Großeltern mit ihrem preußischen Drill in ihren von Osteoporose gebeutelten Knochen mögen das Allein-im-Bett-liegen in Ruhe-in-Frieden vorziehen – ich für meinen Teil ertrage schwerlich nächtliche Einsamkeit. Darum habe ich mich entschieden, Pauls Sägen tapfer zu ertragen. Auch wenn es nicht immer einfach ist. Vielleicht lediglich eine Sackgasse namens „falsche Rücksichtnahme“. Doch schon im Kindergarten hieß es: „Greta, du darfst dein Spielzeug eben nicht an jeden verleihen, so kommt es weg.“ Oder in der Schule: „Margarete, wenn du Torben weiterhin abschreiben lässt, bekommt ihr beide eine sechs – letzte Warnung!“ Oder in Teenagertagen von meiner besten Freundin Bianca: „Mag, wie kannst du dich nur so für dieses Ökopjekt engagieren ohne Kohle dafür zu kassieren?“ Aber so bin ich

nun mal: gutmütig bis in die Poren und bis in die Ohren. Paul und ich sind jetzt seit drei Jahren zusammen – bei heutiger Kurzlebigkeit bereits ein Qualitätsmerkmal. Drei Jahre, das gibt schon das Fair-Trade-Siegel für Paarbeziehungen. Früher waren es mindestens dreißig Jahre, heute sind es drei. Wobei in der Vergangenheit die üblichen, teils auch üblen, Jahrzehnte Miteinander unausweichlich waren. Hatte man sich damals einmal getraut, konnte man nur darauf hoffen, dass einen der Mut bis zum Ende nicht mehr verließ. Man heiratete in weiß, in der Regel recht grün hinter den Ohren und etwas zu blauäugig. Ob man ins Schwarze getroffen hatte, zeigte die Zeit. Heute ist das glücklicherweise anders. Da muss man nicht in alle Ewigkeit Farbe bekennen. Nur solange einem die Tapete passt.

Paul und ich haben uns für Putz und gegen Tapete entschieden. Schließlich muss man versuchen Routinen zu durchbrechen, um neue Ergebnisse zu erzielen. Ob das funktioniert, sei dahingestellt. Wir hoffen jedenfalls, dass uns auf diese Art der Trott der Welt – oder zumindest dessen schleppendste Momente – erspart bleiben. Darum haben wir auch das Wort „Hochzeit“ aus unserer Beziehung gestrichen. Schließlich klingt „Lebensabschnittsgefährten“ nicht so eisern wie „Eheleute“. Auch wenn so ein eheliches Band heute ja problemlos, schnipp, schnapp, wieder gekappt werden kann. Wobei juristische Schereien dabei ja nicht ausgeschlossen sind. Aber „Hochzeit“ – ganz ehrlich: Dieses Wort ist ein dekoratives geworden. Mann wie Frau schmückt sich gerne damit. Frauen heiraten heute ja sowieso mehr ihr Kleid als den Herrenanzug an ihrer Seite. Beziehungsweise: Sie heiraten die ganze

Hochzeitgesellschaft inklusive Bigband und Serviettenringe. Männer heiraten mehr für den Vorführeffekt nachdem der Verführeffekt Abnutzungsspuren aufweist. Und um anschließend in Ruhe ihr Ding drehen zu können. Scheiden tut darum heute auch nur noch dem Geldhahn weh – oder den Kindern. Warum die Ehe nicht bereits abgeschafft wurde, ist mir schleierhaft. Schluss mit der Schleierhaft, so meine Devise. Wenigstens ist der heutigen Ehe die halsbrecherische Ehre fremd, so dass keine Dame mit Romanfigur mehr verkümmert, da nur mehr finanzielle Duelle ausgefochten werden. Und zwar gleichberechtigt zwischen Weiblein und Männlein – das ja dann zu guter Letzt meist im Walde steht. Wer zu viel sägt, muss irgendwann die Rechnung für die verkorkste Holzwirtschaft tragen, so ist das nun Mal. Der Paarlauf der Welt schlittert sich zurecht und zu Unrecht. Partnerschaft schafft. Davon können Paul und ich bereits nach drei Jahren so viele Lieder singen, dass wir ganze Gesangbücher damit füllen könnten: „Hits für die Ü 30 Party“, in Ringheftung.

– Ja, genau. Ich bin eine mit dem ersten großen Ü vor der Altersbestimmung. Habe die Jugend hinter mir gelassen, zumindest äußerlich und zumindest kommt es mir so vor. Reste davon liegen als handschriftliche Tagebucheinträge im Schrank, kleben als Farbfotos in Alben und befinden sich als Videotapes, die ich endlich mal digitalisieren lassen müsste, in einer Kiste im Keller – aber dazu komme ich einfach nicht, denn die Zeit rast, beschleunigt Jahr um Jahr. Darum werde ich morgen plötzlich bereits einunddreißig. Es jährt sich der 5. Juni. Um 12:33 Uhr Geburtszeit ist es dann soweit: Ich bin wieder ein Jahr älter. Dann gehöre ich

nicht nur zum Club mit der 3 vorne, sondern bin so richtig drüber. Generation Y, knapp am X vorbei. Ich kann mich rühmen noch Vokabeln wie Diskette, CD und AKW buchstabieren zu können. Kommuniziere mit Maschinen und über sie, als wären sie nur allzu menschlich. Ständig darauf bedacht mich ordnungsgemäß upzudaten, damit mein Betriebssystem kompatibel bleibt. Pro Effizienz, anti verweichlichende Gefühlstrojaner. Als zählte ich selbst zu den Automaten. Kein Jahr erkennt mich wieder. Auch wenn ich mich so jugendlich halte wie möglich.

Wie viele Ü 30er, mache ich irgendwas mit Medien und die Medien irgendwas mit mir. Meine Binärsystemtreue prägt die Gesellschaft. Hat neue Strukturen geschaffen, beeinflusst alle Bereiche, global. Ich gehöre zu einer Generation, deren Leben sich um neue Kommunikationsformen drehen, egal wie lang die persönliche Leitung ist. Nachdem sich die meisten meiner virtuellen Träume im neu erbrochenen Jahrtausend ziemlich odysseefrei erfüllt haben, steht plötzlich wieder die Frage nach meinen eigenen Träumen im Raum. Aber dieser Raum ist leider kein virtueller, sondern momentan, die Digitalanzeige meines Smartphones zeigt:

00:23 Uhr,

Paul und mein Schlafzimmer. Ein Terrain, auf dem sich die private Programmiersprache erstaunlich komplex gestaltet. Spätere Generationen werden Paul und mich als Klassiker des Computerzeitalters bezeichnen und uns in eine Tabelle einordnen. Wie es die klassische Antike gab, wird es auch die klassische Technokratie geben. Wir können uns

dann nicht mehr wehren und brüllen:

„Weg mit den Stempeln!“ – Wie viele Griechen ihrerzeit bestimmt auch gebrüllt haben. Aber solcherlei Brüllerei wird ungern, besonders bei ungebührlicher Lautstärke, auf zeitgemäße Tonträger aufgezeichnet. Wir Technokraten haben es, in puncto GeschichtsSCHREIBUNG, dank unseres Equipments da glücklicherweise leichter als Herodot & Co – jedenfalls solange unser technische Fortschritt kommenden Generationen nicht als primitiver Gehversuch erscheint. Wir können alles digital, mit einem, zwei oder zehn Fingern festhalten. Für eine kleine Ewigkeit. Die so lang ist wie das Speichermedium lesbar. Wenn auch nicht unsere Träume. Die festzuhalten ist, so altklug es auch klingt, eine Aufgabe die jede Generation selbst bewältigen muss. Meine preußischen Großeltern väterlicherseits hatten damit ebenso zu kämpfen wie meine Großeltern mütterlicherseits in Hitlerjugend und im Bund Deutscher Mädels und meine Eltern wiederum als Nachkriegsgeborene und Revoluzzer beim Sit-in im Hörsaal. Manchmal denke ich, dass wir es heute mit dem Träume festhalten und realisieren wesentlich leichter haben als unsere Vorfahren. Manchmal denke ich aber auch das Gegenteil.

Paul und ich haben uns gefunden und werden uns vielleicht auch wieder verlieren – aus den Augen und aus dem Sinn. Solange wir Sinn in unserem Miteinander sehen, stehen wir zueinander. Da der Sehsinn aktuell sehr ausgeprägt ist, wie man das von visuell geschulten Technokraten kennt, sehen wir weiterhin Sinn. Wenn auch eventuell verzerrt. Vielleicht meinen wir auch nur, Sinn zu sehen, tragen eigentlich aber bloß Datenbrillen, die uns permanent

pragmatisch mit Informationen über den Partner versorgen: Tagesform, Body-Mass-Index, Serotoninspiegel, Kontostand – oder auch in umgekehrter Reihenfolge. Schau mir in die Sensoren, Baby! Mein Bild von Paul, wie auch immer ich es mir zusammensetze, ist jedenfalls nach drei Jahren eins, dass ich insgesamt nicht ungern sehe. Es ist schön, ihn im Dunkeln neben mir zu spüren – zumindest wesentlich schöner, als in neben mir zu hören. Ich sehe die Silhouette seines Mundes durch das Schattenreich unseres Schlafzimmers, leicht geöffnet, als wolle er mir etwas sagen. Vielleicht so etwas wie: „Mag, jetzt schlaf endlich.“ Oder: „Mag, jetzt starr mich nicht so an.“ Oder: „Mag, verdammt, kannst du mal aufhören dir so einen Kopf zu machen!“ Aber natürlich sagt er nichts, sondern sägt nur. Meine letzte Wohnung, eine 1-Zimmer-Wohnung am Stadtrand, lag an einer Hauptverkehrsstraße. Die war nicht nur so laut wie zuvor meine Vierer-WG im Stadtzentrum, die ich verließ, als ich begriff, dass mein Kommunikationsdesignstudium sich sonst durch hochschulexternes Kommunizieren auf unbestimmte Zeit ausdehnen würde, sondern steht im heutigen Vergleich auch Pauls Sägerei in nichts nach. Mit einem einzigen Unterschied: Wenn die Sonne aufgeht, setzt keine Rushhour ein, sondern sie endet. Nein, so arg ist es auch nicht. Nur nächtliches Klagen auf hohem Niveau. Denn bei vierundzwanzig Grad Beziehungstemperatur und einer Luftfeuchtigkeit von 50 Prozent ist an sich alles heiter. Und ein angenehmes Beziehungsklima ist schließlich ausschlaggebend – auch wenn es mäßig klingt. Zudem haben Paul und ich auch schon so viel gemeinsame Geschichte auf dem Buckel. Drei Jahre.

Bei einer Lebenserwartung von durchschnittlich 80 Jahren fast eine kleine Epoche. Und wenn die friedlich verläuft und Arbeitsplätze sichert – was will man mehr. Außerdem ist es ja auch anstrengend, dauernd jemand neues kennenzulernen und schon wieder sein Leben zu erzählen. Vor allem je älter man wird.

Wobei das heute ja nicht mehr so umständlich ist wie Anno domini, weil man per Online-Partnerbörse bequem ein Profil anlegen kann, damit man sich beim Kennenlernen schon mal das Größte erspart und sich nicht bei jedem Blind Date mit tauber Zunge selbst wiederholen muss. Ich hab das zwar noch nicht ausprobiert, aber meine beste Freundin Bianca. Bianca schwört auf Onlinedating. Sie hat sich auf mehreren Beziehungsportalen ein Profil angelegt. – Das ihr allerdings nicht unbedingt ähnlich sieht, weder in Schrift, noch in Bild. Als sie mir einmal einen Account zeigte, hätte ich sie, obwohl wir bereits seit 15 Jahren befreundet sind, demnach beinahe nicht wiedererkannt. Aber so ist das heute: Alles eine Frage der Selbstinszenierung. Sich darstellen, besonders wenn man nichts darstellt. Grelle Selfies versus biometrische Eintönigkeit. Im Netzwerk der Verstiegenheiten vom Tellerrandfotografen zum Medienmilliardär aufsteigen, wer träumt nicht davon. Auch ich habe mich mal darin versucht, per Polaroidfilter Furore zu machen. Mit einer Smartphone-Foto-Serie über Kneipentoiletten. Es ging kläglich den Bach runter. Aber Scheitern, hey, das ist heute glücklicherweise „in“ damit die Superstar-Industrie weiter Reibäche für Global Players abwirft. Wobei ich mir auf Gesichtsbuch mit meiner Serie auch überraschend Freunde gemacht habe. Mein personal

footprint hinterließ unerwartete Eindrücke. Menschen, die mich nie sonderlich gemocht hatten, ich sie ebenso wenig, liketen mich plötzlich – wie man so sagt. Beziehungsweise: Sie liketen meine Benutzeroberfläche. Weshalb ich es dann auch schon wieder nicht übers Herz brachte, obwohl ich es schon des Öfteren abgewogen hatte, mich auf dieser sprichwörtlichen Plattform zu löschen. Aber als ausgewachsene Technokratin sein Erbe anzutreten ist eben gar nicht so einfach, wie man sich selbst gerne vormacht. Da ich studierte Kommunikationsdesignerin bin, sollte ich in puncto Medien eigentlich ein gutes Beispiel abgeben. Leider tue ich vermutlich genau das – nur anders als mir lieb wäre. So übersehe ich manch TV-Totalitarismus und manch Überwachungsmechanismus, auch wenn ich gern ab und an dem ein oder anderen den Arm ausgooglen würde und surfe weiter auf meiner defekten Welle. Ich sage mir stoisch: Geht mich doch nix an. Dabei sollte ich vermutlich aufschrecken als gläserne Bürgerin mit dieser Horde Big-Brother-Elefanten allüberall. Doch das konsequent weiterzudenken ist ganz schön anstrengend. Man müsste so tätig werden. Dabei ist die Mülltrennung nach Feierabend für mich meist bereits Herausforderung genug. Außerdem: Das ist doch sowieso alles neurotisch bis in die letzte Nervenzelle. Alles viel zu 0-1, 1-0, könnte getrost im 00 verschwinden. Tangiert mich auch nur peripher. Und: Was soll schon passieren? Weil Datensammeln doch im Grunde genauso sinnvoll ist wie dreckige Socken sammeln: Sockenmuster, Sockenfarbe, Knie-, Knöchel- oder Fußstrumpf, Ein-, Zwei- oder Drei-Tage-Träger, Fußschweißnote, Tennisstrumpf oder Spitzenklöppelei am

Sockenrand – das sind auch durchaus Informationen die wesentliche Schlüsse auf die Persönlichkeit zulassen. Und wenn man dann ins Feld zieht, als Fußballplatzmakler, kann eine Sockeninformation durchaus von Wert sein, schon klar. Trotzdem bin ich nicht bereit weit für Socken zu gehen. Zumindest nicht bis an meine Grenzen. Aber vielleicht eines Tages – sollten sie sich verschieben.

2 – Bianca

Meine beste Freundin Bianca beschäftigte sich von jeher frömmelnder mit Netzstrumpfwerken als ich. Darum investierte sie vier Jahre lang viel Geld und Zeit in Strumpfmasken auf vielversprechenden Verkupplungsportalen. Über drei Kuppelportale lernte sie in vier Jahren 122 Männer kennen. Mit 83 von ihnen kam es zu intensivem Online-Austausch, mit 39 zu einem Date, mit 14 auch zu einem Zweiten und mit vier schließlich auch zu mehr. Etwas tatsächlich Langfristiges bahnte sich nur mit einem Einzigen von ihnen an oder schien sich zumindest anzubahnen, doch die Distanz von 360 Kilometern beendete die Liebelei nach fünf Monaten. Seit Bianca vor drei Jahren ihre Online-Partnersuche aufgegeben hat, spart sie so viel Geld und Nerven, dass sich ihr Leben völlig umgekrempelt hat. Sie beendete auf eine unheimliche Begegnung der, leider nicht einmal dritten sondern schnöden ersten Art, ihr manisches Männer-im-Netz-fischen – und ging danach mit frischem Soz.päd-Abschluss in der Tasche erst mal geradewegs als Streetworkerin nach Peru. Davor hatte sie nie den Mut aufgebracht, sich aufzumachen. Von der Gemütsverfassung ganz abgesehen. Ich erinnere mich

noch genau an den Tag, als sie aus ihren hochfrequentierten Onlineportalen hinaus in die freie Wildbahn trat.

Ein trister, grauer Märztag neigt sich dem Ende zu. Es ist gleich halb sieben und bereits dämmerig. Wobei das mit der Dämmerung im Grunde gar nicht auffällt, weil der Helligkeitsgrad sich nicht sonderlich vom nachmittäglichen unterscheidet. Bianca sammelt mich vor meinem Institut an der Uni ein, in dem ich bis gerade gesessen und im PC-Arbeitsraum Pixel geschoben habe.

„Mag!“, winkt Bianca mir von der anderen Straßenseite aus zu.

Ich winke zurück und schwanke mit blassem Lächeln und dunklen Augenringen die Institutstreppe hinunter.

„Schön, dich zu sehen.“

„Man, siehst du abgeschafft aus.“ Bianca mustert mich.

„Den ganzen Tag vorm Rechner gehockt.“

„Du Arme. Ich kenn das...“

Ich bin mir zwar nicht sicher, ob Bianca das tatsächlich kennt, weil vorm Bildschirm hocken aus beruflichen Gründen und vorm Bildschirm hocken in seiner Freizeit schließlich zwei paar Schuhe sind, lächele aber dankbar für die empathische Bemühung.

„Ich hab da auch echt keine Lust mehr zu...“, meint Bianca.

„Ja...“

„Dieses elende Online-Gefirte, man...! Hab gestern wieder den ganzen Abend verplempert.“

Ich schüttele nur müde den Kopf. Zu mehr kann ich mich nach einem Tag wie heute nicht durchringen. Biancas manische Partnersuche übersteigt, davon abgesehen, seit den

ersten mitgefühlten Enttäuschungen meinen Horizont. Ich hab mehrfach versucht ihr mein Unverständnis zu unterbreiten – vergebens. Freunde recherchiert Bianca schließlich auch nicht online. Aber sobald es zum Thema „Männer“ kommt, wird sie zur Autistin. Ist Bianca mit Männern unterwegs, sind das stets „Kollegen“ oder „Kumpels“ oder auch „Freunde“. Aber „Liebhaber“ – nein, auf gar keinen Fall. Schon aus Prinzip nicht. Denn Liebhaber dürfen nicht aus Biancas direktem sozialen Umfeld stammen. Warum, habe ich mich lange gefragt. Mittlerweile habe ich den Grund ihres Credos, glaube ich, verstanden: Damit sie die Liebhaber möglichst schnell und unauffällig wieder loswird, falls was mit der Chemie nicht stimmt. Weil Bianca bei jedem Chemieunfall das Gefühl bekommt, sie müsse sich trotzdem, schon aus reiner Nächstenliebe, um die Betroffenen kümmern – zumindest, wenn sie ihr näher stehen als eine feucht-fröhliche Nacht. Und da das mit der Chemie eigentlich nie stimmt, sucht Bianca ihre Liebhaber lieber im Netz. Das scheint ihr unverfänglicher. Anfänglich habe ich durch verschiedene Taktiken probiert, ihr das auszutreiben. Durch bildreiche Argumente, fortbildende Psychologie Lektüre und als Begleitung auf Single Partys – was allerdings nichts brachte, außer mir selbst ein paar hübsche Abenteuer.

„Du solltest echt damit aufhören...“, murmele ich gedankenverloren.

„Was?“

„Mit deiner Online-Männersuche...“

„Aber ich hab doch gerade gesagt: Ich hab da keine Lust mehr zu...“

„Hmhm.“

„Ich hab doch gesagt: Es ist vorbei.“

„Jaja.“

Lass uns losmachen“, Bianca reagiert etwas gereizt. Schaut mich Pixelgesicht dann aber mitfühlend an. „Komm“, sie hakt mich unter, „ich muss dir endlich erzählen, was heute passiert ist.“

Ich lasse mich fortführen. Den Bürgersteig entlang unter hohen, grün-wolkigen Platanen, zur Weinstube in der Nähe meines Instituts.

„Warum klappt das bei dir eigentlich nicht?“, frage ich während wir uns der Weinstube nähern. Und bin mir nicht sicher, wen ich eigentlich meine. „Schon in der Schule waren doch dauernd tausend Typen hinter dir her.“

Bianca antwortet nicht.

„Mit einigen bist du doch auch ausgegangen: Boris, Torben...“

„Hör auf.“ Bianca löst ihren Arm unwillig von meinem. „Das war doch alles Nichts.“

Wir haben die Weinstube erreicht.

„Ich will endlich mal was Ernstes.“ Sie drückt die schwere Holztür auf, tritt ein. Ich folge ihr. Drinnen ist es noch dämmeriger als draußen. Aber das Dämmerlicht ist hier ein sehr Gemütliches. Etliche weiße Kerzen schmelzen in von Wachs ummantelten Weinflaschen ihrer Bestimmung zu. Sie beleuchten rustikale Holztische unterschiedlicher Größe mit ebensolchen Stühlen, die zum Großteil von speisenden und trinkenden Akademikern besetzt sind. Vielstimmig vibrieren

Gespräche durch den Raum, unterlegt von warmer Swingmusik. Bianca und ich steuern zielstrebig einen unserer Lieblingstische in einer schummerigen Ecke an, mit zwei Stühlen und einer einladenden Kerze. Wir bestellen jeder ein Viertel Wein, Hausmarke, auf die es einen Euro Studentenrabat gibt.

„Mensch, Mag...“, seufzt Bianca. „Scheiß Tag, heute.“

„Männer fallen einem nun mal nicht in den Schoß...“

„Leider tun sie immer genau das“, widerspricht Bianca.

Wir schweigen. Der Wein kommt. Eine breite blonde Bedienung, die ich hier noch nie gesehen habe, stellt ihn vor uns. Wir stoßen an, trinken.

„Heute habe ich mich mit einem getroffen“, berichtet Bianca dann, „Oliver. Wir hatten uns seit Wochen geschrieben, voll mein Typ, auch Sozialpädagoge, mit einem Faible für französische Filme, guten Wein, Zitroneneis. So ein Großer, Dunkelhaariger, total sexy. Und er ist auch noch von hier. Ich dachte: Endlich, das ist es.“

„Und?“ Da sich auf Biancas Gesicht die völlige Desillusion abzeichnet, stelle ich diese Frage mehr aus Höflichkeit.

„Weißt du, wir treffen uns also vorhin auf einen Kaffee und schon als ich auf ihn zukomme, weiß ich, dass ich ihn nicht leiden kann. Er sieht ganz anders aus als auf seinem Profilbild. Oder wirkt anders. Irgendwie unsympathisch. So ein schleimiger Kerl, weißt du.“

„Oh nein“, sage ich.

„In dem Augenblick hatte ich plötzlich überhaupt keine Lust mehr. Ich dachte: So, Bianca, du ziehst das jetzt durch mit dem Kaffee und danach gehst du nach Hause und meldest dich auf allen Partnerbörsen ab.“

„Und?“ Mein Interesse steigert sich jetzt doch.

„Ich hab es durchgezogen.“

„Beides?“

„Ja. Erst Kaffee, dann abgemeldet.“

„Bin stolz auf dich.“ Ich proste Bianca zu.

„Danke“, Bianca leert ihr Glas auf einen Zug, schenkt sich nach. „Du, Mag, ich hab mir gedacht, ich werd mich jetzt auf was ganz anderes konzentrieren.“

„Gut.“

„Ich kümmerge mich jetzt um mich selbst.“

„Ja.“

Bianca trinkt, gedankenverloren. Winkt dann nach der breiten blonden Bedienung, um ein zweites Viertel Wein zu bestellen. Die Bedienung ist ins Abservieren vertieft, sieht sie nicht.

„Willst du auch noch?“, wendet Bianca sich trotz meines fast noch vollen Glases an mich.

„Hab noch, danke“.

Bianca beobachtet versonnen die Theke. Wartet auf die Aufmerksamkeit der Bedienung. „Der Barkeeper ist süß“, stellt sie fest. Ich folge ihrem Blick durch den Raum. Er bleibt an einem jungen Typ, maximal zarte fünfundzwanzig, vermutlich BWL Student oder irgendetwas anderes Unspektakuläres, in Jeans und weißem T-Shirt hängen.

„Der?“, frage ich, um mich zu vergewissern, dass ich den Richtigen beäuge.

„Ja“. Biancas Augen glänzen gefährlich. Bacchus hat zugeschlagen. „Komm, wir setzen uns an die Bar“, spricht er aus ihr.

„Och, neee...“, wehre ich mich. Nippe an meinem Wein. Und bin dann trotzdem im Begriff, Bianca zu folgen, die bereits aufgestanden ist, mit fast leerem Weinglas in Händen, um ihr Glück herauszufordern. Doch dann setze ich mich abrupt wieder. Denn just in diesem Moment weht eine junge, langhaarige Elfe in die Weinstube, die ebenso schnurstracks auf den Barkeeper zusteuert wie die unglückselige Bianca. Der Barkeeper strahlt über das ganze Gesicht. Und ich sehe, dass Bianca denkt, er strahle sie an, weil sie sich ihm in gleicher Sichtachse mit der Elfe nähert. Auch Bianca strahlt jetzt über das ganze Gesicht. Leider pausiert in diesem Moment auch noch die Musik, als wolle die Welt vor peinlicher Berührung stille stehen.

„Hey, Süße!“, höre ich den Barkeeper sagen.

Und sehe wie Bianca sich lässig an die Theke lehnt und selbstsicher ihr Weinglas darauf abstellt. Sie hat einen vermeintlich verführerischen Blick aufgelegt. Der plötzlich getrübt wird. Denn die Elfe gelangt nun ebenfalls an der Theke an und beugt sich über das dunkle Holz, um den Barkeeper zu küssen. Ich überlege, ob ich eingreifen soll. Die wieder einsetzende Musik übertönt Biancas lautlosen Schrei. Meinen auch. Aber Bianca ist nicht so leicht unterzukriegen. Denn als sich der Barkeeper nun ihr zuwendet, sagt sie etwas, was ihn zu reger Tätigkeit anstachelt. Während er schüttelnd, mixend und kunstfertig Flaschen öffnend und schließend offensichtlich der Bestellung eines Drinks nachgeht, kehrt Bianca der Theke und dem Typ den Rücken und kommt mit stoischer Gelassenheit zurück an den Tisch. Sie setzt sich. Ich sage nichts.

„Er bringt gleich zwei Tequila Sunrise“, sagt Bianca.

„Ich muss morgen früh raus.“

„Ach, Mag...“

„Na gut“, gebe ich mir einen Ruck. Und sehe zu, dass auch mein Wein sich leert, bevor die Sonne aufgeht. Dann geschieht etwas Erstaunliches: Der Barkeeper nähert sich unserem Tisch, stellt höchstpersönlich die Cocktails vor uns. Erst vor Bianca, dann vor mich.

„Kann es sein, dass ich dich schon Mal hier gesehen habe...“, fragt er dann, aus heiterem Himmel und sieht Bianca mit einem Blick an, dass ich mich frage, ob seine persönliche Eroberungsliste noch in seinen Bettkasten passt. „Letzten Samstag, zur Indie Night?“

„Ja“, nickt Bianca.

„Wusst ich es doch.“

Bianca lächelt süßlich.

„Na, dann – bis später“, grinst er und stolziert zurück in sein Hoheitsgebiet und in die Bewunderungssphäre der Elfe.

„Zum kotzen“, sagt Bianca und saugt an ihrem Strohhalm. „Da war dieser Oliver ja netter.“

„Hihi“, mache ich und sauge ebenfalls an meinem Drink.

„Soll wohl nicht sein.“

„Alles zu seiner Zeit.“

„Ach, schieß doch drauf“, Bianca zuckt mit den Schultern. „Erstens kommt es anders. Und zweitens geht es schief.“

Wie recht Bianca damit behalten sollte, war uns beiden zum damaligen Zeitpunkt glücklicherweise nicht bewusst. Darum genossen wir mit dionysischem Schalk im Nacken den Abend, vergnügten uns im Dickicht der Wirklichkeit

bis diese irgendwann vollends vor unseren Augen verschwamm.

00:43 Uhr.

Rückblickend bin ich heilfroh, dass wir nicht ahnen konnten, was uns bevorstand. Obwohl wir Technokraten ja gerne meinen, dass wir die Welt zusehends durchsichtiger gestalten. Aber über das Sehen vergessen wir das Hinschauen. Leider ist so ein Tunnelblick bekanntlich der Anfang vom Ende. Doch: So ist das eben, so spielt das Leben. Denn, so musste ich einsehen: Licht, Schatten, Farbrezeptoren – wir nähern uns entwicklungsstechnisch zusehends dem Flachbildschirm an. Weil: Auge um Auge. So mögen wir das. Darum beschränken wir uns aufs Glotzen, bis wir vermutlich irgendwann aussehen wie diese kleinen, blasen Aliens mit ihren Riesenglubschaugen. Ufo abgestürzt in der Area 51 – Außerirdische unter Irdischen? So ein Unsinn! Das sind lediglich frühreife Menschlinge. Diese haarlosen Wesen mit ihren Riesenaugäpfeln – das blüht uns allen, erst recht Bianca und mir beziehungsweise unseren Nachkommen. Unsere Urenkel werden haarlose Riesenäuger sein. Mit Teleskopbrillengestellen von Fielmann werden sie in die Weiten des Alls starren und schweigen, weil sie die Sprache verloren haben und alles was damit zusammenhängt. Nächster evolutionärer Schritt: Maulaffen feilhalten.

Um dem so gut wie möglich vorzubeugen, betrachte ich einen Moment lang lieber den geistigen Abenteuerspielplatz, um mir den Fantasienerv zurückzuerobern auf den irgendein schwarzer Balken geplumpst ist. Da tobe und

plantsche ich lieber in den Wellen innerer Welten. Wie damals, als ich noch ein Kind war und tollte, so viel ich wollte. Als ich dachte, dass es möglich sei alle Träume vom Kopf ins Dasein zu befördern. Es sogar tat, weil ich daran glaubte.

Mit der Zeit lernt man dann ja leider sich zu konditionieren und hält Träume für unseriöse Schattenreichbewohner. Aber solange einem irgendein Odem noch einen Hauch von Verstand einbläst, ist es noch nicht zu spät – das sollte man sich klar machen. Leider kann man Träume nicht einfach aus dem Kopf rausköpfen und gleich darauf begeistert „Tor“ brüllen. Wie habe ich das als Kind bloß hingekommen? Mit Betteln und Bitten bei Hinz und Kunz? Mit Dickkopf? Mit Köpfchen – das noch nicht konditioniert war und dessen Haare fettig und wasch-faul glänzten? Heute steht der Conditioner sogar daheim im Bad – wie soll aus mir da nochmal was werden? Wie soll ich nochmal lernen wie die Kinder zu sein? Außerdem: Ist das nicht kindisch, wie die Kinder sein? Die Welt da draußen vor meiner Haut verlangt doch Contenance. Sie hält nix von Rücksicht auf meine Sensitivität. Da kann ich mich mit so viel Aloe Vera Lotion einschmieren wie ich will. Der Traum ist aus, ich bin zu Haus. Und soll gefälligst funktionieren. Dabei bin ich doch vom Stoff aus dem die Träume sind, oder nicht?

Fatalerweise dauert es in der Regel meist eine kleine Ewigkeit bis sich ein Traum erfüllt, sei es ein käuflicher oder ein unkäuflicher. Irgendwie muss man solange im Raum rumeiern, so meine Theorie, bis man in der allzu stringenten Linearität auf die exakt passende Zeitvertikale

trifft, die die gewünschte Kopfgeburt und auch alle Umstände zur Welt bringt. Schmerzhafter Weise ist dieser Mechanismus häufig mit heftigen Wehen und heftigem Weh verbunden. Und diesen doppelten Leiden gehen zu allem Überfluss auch noch schleppend lange Entwicklungsprozesse voraus. Sie sind so schleppend lang, dass sie ständig über die eigenen Füße stolpern. Und so kommt es, dass manch Traum erst über dem Boden der Tatsachen heraufdämmt, wenn man selbst bereits mit dem Entschlafen auf Tuchfühlung ist. Dann kann man allerdings zufrieden behaupten, dass man seinen Kopf durchgesetzt hat – bevor man ihn seufzend ins Sandhäufchen der abgelaufen Lebenszeit steckt.

Das Ringen um die persönliche Sinnggebung überfordert mich immer wieder aufs Neue. Ehrlich sein. Wahrhaftig sein. Anstrengend. Weil ehrlich sein bedeutet *ehrlich* ehrlich sein. Und genau da beginnt das Dilemma. Wobei das Dilemma ja immer anders anfängt, als erwartet.

3 – Wie Paul und ich zueinander und auch aufeinander kamen

Paul ist ein Freund von einem Freund. So haben wir uns getroffen. Wie das so ist. Man lernt sich über den Freundeskreis kennen, via Internet oder per Party. Davon abgesehen bleiben meist nur arbeits- und ausbildungsbedingte Paarungen. Wer fragt schon auf offener Straße spontan nach einer Telefonnummer oder einem Date? Zumindest in Deutschland? Im Urlaub kann das anders sein, ok. Aber an sich: Was spontane Flirts anbelangt, da bleibt Deutschland ein Wintermärchen. Ohne die Hitzewelle vor drei Jahren,

wären Paul und ich auch nie zusammengekommen. Aber das sind wir dann, in der heißesten Nacht des Jahres. Ich beziehe mich hier tatsächlich auf die damals gemessene Außentemperatur von 25 Grad Celsius um 03:21 Uhr, Partymeile, Stadtmitte. Wem das unterkühlt erscheint, der mache sich bewusst: in Deutschland! Nicht in Spanien oder Singapur. 25 Grad Celsius nachts in Deutschland! Da war Petrus besoffen! – Genau wie Paul und ich. Hitze und Alkohol, das ist es, was Weiblein und Männlein des Nächts kulturübergreifend zusammentreibt. Paul und ich hielten uns strikt daran. Und es klappte. Die Hormone waren es zufrieden. In der ersten Zeit konnte noch keine Säge der Welt meine Träume bezüglich unserer frisch gepflanzten Beziehung zerlegen. Heute ist das anders. Wäre ich plus minus zwanzig, hätte ich Paul vermutlich nach den ersten Schlafstörungen abserviert. Aber hat man die dreißiger Hürde genommen, würgt man stattdessen seinen Frust herunter. Man sagt sich: „Das wird schon.“ Schließlich ist man kein Frischfleisch mehr. Im Gegenteil: Man nähert sich unleugbar, wenn auch gemächlich, dem Gammelfleisch-Stadium. Da kann man turnen so viel man will. Darum wagt man auch nicht mehr so viel, weil man weiß, dass man dabei nicht unbedingt gewinnt. Um alles aufs Spiel zu setzen – dazu braucht man als Ü 30er mehr Mut als früher. Und für den Mut fehlt einem die Zeit. Die hat man erst in den 40ern wieder – wenn man beschließt sie sich zu nehmen. Oder ab der Rente in den späten 60ern – falls sie einem da nicht ganz plötzlich völlig ausgeht. Ist man mehr oder auch weniger glücklich aber immerhin liiert und neigt sich die Beziehungswippe, prellt man sich

darum lieber den Hintern, als abzuspringen. Außerdem hat das letzte Wochenende mit Open Air Kino ja auch mal wieder frischen Wind in die Beziehung gebracht. In den 30ern lernt man den Gleichgewichtssinn schulen und sich mit dem Wort „Zufriedenheit“ zufrieden zu geben. Glück, so denkt ein Ü 30er, ist relativ. Denn Glück, so weiß ein Ü 30er, ist Definitionssache. Glück glitzert nicht mehr wie ein verheißungsvoller Piratenschatz, sondern wie die benötigte und glücklicherweise auch tatsächlich im Portemonnaie vorhandene Euromünze für den Einkaufswagen. Glück ist ab Ü 30 etwas, dass man sich scheibenweise an der Wursttheke bestellt – zumindest in seiner Freizeit. Man kann es sich ja jetzt auch leisten. Zumindest gelegentlich. Und dann gönnt man sie sich auch, die verdiente Scheibe Glück. Zwar ist die Schlange vor der Theke immer lang, aber irgendwann ist man dann auch an der Reihe. Zwar gibt's keine Extrawurst mehr wie zu Kindertagen, aber immerhin. So eine Scheibe Glück tut gut. Auch wenn es nur eine Scheibe ist. Die wird bis zum letzten Bissen ausgekostet. Und wenn der Partner gerade wieder Mal auf militantem Vegetarier-Trip ist, dann genießt man eben allein. Oder mit Freunden. Dann zieht man sich die verdiente Scheibe Glück rein wie früher heimlich einen Joint.

Mit U(nter) 30 war ich Superstar meiner Welt. Mit Ü 30 fühle ich mich mehr wie ein desillusionierter Z-Promi im persönlichen Dschungelcamp. Ich rotiere routiniert um die eigene Achse, nach Meditationswochenende in der Schweiz oder in der Uckermark auch mal um die eigene Mitte. Gezügelt wirft mich schließlich so schnell nichts mehr aus dem Sattel. Auch wenn das Rodeo der Jugendjahre manchmal

sehnsüchtige Erinnerungen heraufbeschwört. Egal, irgendwie komme ich schon auf meine Kosten, schließlich habe ich für alles meine Karte. Außerdem habe ich auch schon einiges gesehen und schon einiges hinter mir. Ruck, zuck kann ich darum eine Schublade aufmachen und das Erleben in die dort verwahrten Sammelbildheftchen kleben. Die stapeln sich mittlerweile in den Beschränkungen entlang meiner persönlichen Wände. Dass ich nicht nur irgendwann, sondern bereits mit Ü 30 plötzlich dermaßen beschränkt sein würde, vermutete ich mit achtzehn nicht mal in meinen gipfelgekreuzigsten Alpträumen. Ich verstehe es selbst nicht. Ich wollte nie möglichst zeitnah auffällig unauffällig werden. Ich wollte nicht hinter schwedische Gardinen und Regale. Aber wenn ich mich so umsehe, ist es mir offensichtlich doch passiert. Ich habe es gar nicht mitbekommen. Darum kann ich auch nicht sagen, wann es begonnen hat. Da gibt es kein konkretes Datum wie der vierte Januar vor sieben Jahren, an dem sich eine fatale Einrichtungs-Wende in meinem Innersten ereignet hätte.

Ich bin mir irgendwie selbst auf den Leim gegangen. Eine kindliche Sehnsucht muss hier im Spiel gewesen sein, die mir diese Pressholzmöbel mit nordischen Namen untergejubelt hat, um das innere Kind in mir am Leben zu erhalten. Heute wünsche ich mir, Paul würde mit seinem nächtlichen Gesäße Kleinholz daraus machen. Wir könnten ein hübsches Lagerfeuer entzünden wie damals im Jungenzeltlager und unser Stockbrot über die Glut halten.

Was mir auch irgendwie mit der Zeit abhanden gekommen scheint, ist der eigene Geschmack. Den kannte ich als Kind, meinte ihn später als Teenager zwischen Peergroups

und Werbeplakaten erst recht zu entdecken – bis ich mit plus minus zwanzig feststellte, dass er seltsamerweise nicht mehr so ausgeprägt war. Jetzt diktieren mir Yuppie-Bezirk und Arbeitsmarkthölle den Dresscode. Ich habe die eigene Uniform gefunden, um der Außenwelt präzise Status und Lebenseinstellung zu vermitteln. Was dem Militär sein Verdienstkreuz, ist dem Ü 30er der Wildlederschuh. Soweit die Füße tragen. Ja, ganz klar, schon wieder müsste ich bei mir selbst beginnen. Draußen, vor der eigenen Tür, ja, wenn das Wetter günstig ist, sagen wir bei Windstärke 12, könnte ich da ja mal ein bisschen Laub bekehren. Windwaterfireearthproof in meiner 4-Wetter-Saft-Wolfskin-Montur. Mit der ich mittlerweile vom atmungsaktiven Multifunktionsschuh bis zur Fliesunterhose ausgerüstet bin, um in jeder Situation gewappnet zu sein. Und sei es beim bodenständigen Laubbekehring. Das allerdings krasser flashen soll als ein Wingwalk. Und eine echte Alternative zum Under-the-Bridge-winging bietet. You just gotta try! Fuckin' yeah man. Denn noch bin ich jung. Oder zumindest noch nicht zu alt.

Paul und ich haben uns schon oft viel vorgenommen, nicht nur Laubbekehring. Aber vornehmen und unternehmen liegen bekanntlich weit auseinander. So haben wir uns zum Beispiel vorgenommen, mehr auszugehen, anstatt abends vor dem Fernseher zu stranden. Das war vor etwa einem Jahr. Seitdem haben wir es uns mindestens einmal monatlich aufs Neue vorgenommen, es uns sogar gegenseitig versprochen – doch das Versprechen ist bekanntlich so eine Sache. Immer wieder finden Paul und ich uns deshalb, besonders sonntags oder montag-, dienstag-

oder mittwochabends vor der Glotze wieder. Manchmal verblöden wir uns völlig vor einer Reality-Soap oder vor einem Krimi mit Fantasy-Drehbuch und Eliteschauspielern. Dann zappen wir mit schlechtem Gewissen zu einem kulturbeflissenen Sender und schmachten vor Filmfetzen aus den letzten Jahrzehnten. Oder rollen empört die Augen vor alarmierenden Dokus oder staunen der Wissenschaft hinterher. Je nachdem. Am schlimmsten sind sinnlose Sonntage mit Restmüdigkeit von Samstagabend und Graupelschauern vor der Tür. An solchen Sonntagen zerlegt der Flachbildschirm ab mittags alles Dasein in seine Pixel. Aktivität bleibt an jenen Tagen gänzlich Sache des Mundwerks, das blindlings haufenweise Fingerfood zerkleinert. Magen und Darm beschweren sich dann montags – sowie der übrige Körper, der für einen Tag auf den Abstellkanal verfrachtet wurde und sich zu allem Überdross auch noch am ungeliebten Arbeitsplatz wiederfindet.

Arbeiten – wer hat sich das eigentlich ausgedacht? Warum konnten wir nicht einfach weiter Jagen und Sammeln? Warum mussten wir das verdammte Arbeiten anfangen? Das bringt doch sowieso nur Belastung. Und Stress. Und Burnout. Eventuell Reichtum und Scheichtum, ok. Aber reich sein stelle ich mir auch nicht unanstrengend vor. Da muss man sich mit so vielen Etiketten herumschlagen – und mit lästigen Stalkern und Bettlern. Vor allem, wenn man zu allem Überfluss gleichzeitig auch noch berühmt ist. Darum ist man am besten unbekannt und superreich. Dann hat man Narrenfreiheit. Dann kann man endlich wieder jagen und sammeln wie es einem gefällt.

Paul und ich haben immer noch so wenig Geld, dass wir

uns sehr frei fühlen. Wir stehen den Jägern und Sammlern was Pomp und Prunk anbelangt wesentlich näher als den Multimilliardären – und sind ungefähr 100 Tage im Jahr auch ganz zufrieden damit. Paul und ich sind selbständig. Wir tun, was uns passt. Zumindest im Großen und Ganzen. Wir wissen zwar nie genau wie der Monat läuft, aber mittlerweile wissen wir es schon besser als zu Beginn vor eineinhalb Jahren. Trotzdem bleibt es spannend. Paul programmiert und gestaltet Webseiten für Mittelständische Unternehmen, ich kümmere mich um die Corporate Identity, wie man so sagt, und um sämtliche Drucksachen. Der Haushalt von Paul und mir steht, so kann ich stolz eingestehen, trotz unregelmäßiger Einkünfte mittlerweile weitaus besser dar als der Haushalt Europas. Am Anfang unserer gemeinsamen Selbständigkeit geriet die Stabilität unserer Börsen schnell ins Schwanken. Heute bringt Paul und mich ein zahlungsunzuverlässiger Kunde nicht mehr aus der Fassung, sondern immerhin noch zur Pizzabude am Eck. Zu Beginn haben wir häufig die Nerven verloren, wenn irgendein Vollspaten, für den man sich die letzten Tage oder Wochen den Arsch aufgerissen hatte, die Dreistigkeit und die, hoffentlich nie wirklich ernstzunehmende, Zahlungsunfähigkeit besaß, die offene Rechnung erst weit nach abgelaufener Frist und nach mehrfacher Mahnung zu begleichen. Heute sind wir da abgebrühter und auch sonst mit allerlei Wässerchen gewaschen. Einige Freunde und Bekannte haben Paul und mich beim Startschuss unserer Selbständigkeit belächelt – weil die Konkurrenz nicht schläft und man doch erst mal Erfahrungen als Angestellter sammeln sollte und Scheitern echt krasse Schulden

verursachen kann und das doch viel zu anstrengend ist, sich um alles selbst zu kümmern. Wobei sie unsere Entscheidung gleichzeitig auch nachvollziehen konnten, weil unbefristete Jobs heute ja ohnehin die Ausnahme sind und wer nichts wagt bekanntlich auch nichts gewinnt und versuchen kann man es darum ja mal und wenn's nix wird, sind Hopfen und Malz ja auch nicht grundsätzlich verloren und überhaupt, man kann sich ja immer noch nach was anderem umschauen.

Paul und ich waren glücklicherweise bisher nicht auf das Mitleid sogenannter Freunde angewiesen. Wir sind immer noch froh, dass wir uns nicht hochbücken müssen, die Arbeit selbst einteilen können. Natürlich müssen auch wir Fristen einhalten und ein gewisses Pensum in einer gewissen Zeit erledigen. Aber ob wir das morgens, mittags oder nachts tun, und montags, dienstags oder sonntags, bleibt uns überlassen. Zwar gibt es auch kein festes Gehalt und damit keinen festen Halt und es kann immer alles in eine Richtung kippen, aber kippen, tut schließlich alles einmal und sei es der Angehörige Wasser für die Buchsbaumhecke aufs Grab. Pauls und meine finanzielle Situation neigt sich momentan glücklicherweise immer mehr zur wünschenswerten Seite, weshalb nunmehr natürlich die Stimmen überwiegen, die uns ein: „Das haben wir doch schon immer gewusst!“ zurufen. So ist das. Sobald sich Erfolg einstellt, gibt's Schulterklopfen bis zum Brechreiz.

00:59 Uhr.

Paul schnarcht immer noch. Ich wünschte, er könnte sich selbst hören. Weil wenn ich mich über sein Schnarchen beschwere, glaubt er mir nie wie laut es tatsächlich

ist. Aber mit der Selbstwahrnehmung ist das eben ein Possenspiel. So glaubt man ja gerne von sich selbst, man sei etwas besser als andere oder zumindest etwas anders als andere. Auf jeden Fall etwas. Etwas will jeder sein. Jeder will sich unterscheiden, sich abheben von der Masse, ob durch Make-up, Leistung oder Talent. Das Besondere, das man im Inneren spürt, möchte man nach außen stülpen. Am liebsten Hals über Kopf. Und wenn man nichts spürt, will man erst recht stülpen. Sich etwas Glitzerndes über und über und über. Erst recht wenn einem der große Wurf oder der große Überwurf noch nicht gelungen ist – was immer das auch sein soll. Manchmal hat man vielleicht auch schon mit Mitte zwanzig einen zuvor besungenen Vorstellungskanon aufgegeben. Zudem verstanden, dass man sowieso alles mehr oder weniger macht wie die eigenen Eltern, die wiederum nach ihren Eltern kommen und die wiederum nach ihren Eltern und die nach deren Eltern undsoweiterundsofort Blablabla bis zur ersten Rippenfellentzündung im Lehmzeitalter. Oder man meint diesem Schicksal die Stirn zu bieten und ergibt sich ohne es zu ahnen den Ahnen.

Bei mir ist das so eine Mischung. Jedenfalls habe ich trotz Genmanipulation ein Ziel: Ich möchte erst dann Kinder in die Welt setzen, wenn ich mir sicher bin, dass ich meinen Nachwuchs nicht als Kanonenfutter für meine geplatzen Träume benutze. Weil in der Hinsicht habe ich eine traumatische, frühkindliche Erfahrung machen dürfen. Die liegt seitdem in einer Erinnerungsschublade mit der Aufschrift: „*Achtung! Kurzschlusshandlungen!*“

Schublade auf:

Es gab da die Nachbarin meiner Eltern. Sie wohnte ein Stück die Straße runter. Gerda Schmitt, mit scharfem „TT“. Deren Tochter Emilia und ich besuchten gemeinsam die Grundschule. Ich Emilia auch öfter zu Hause und sie mich. Es war keine besonders enge Freundschaft. Eben eine Nachbarskinderfreundschaft. Etwas das entsteht und vergeht, wenn man älter wird und andere Wege geht. Sie ist nur wichtig wenn man klein ist. Weil alles Spielzeug sich durch Nachbarskinder verfünffacht. Mindestens. Weil die immer etwas von Lego oder Playmobil oder Barbie oder Weiß-der-Geier-was haben, was man selbst nicht hat. So kann man prima zusammen spielen oder auch mal eine Spielfigur tauschen oder heimlich in den grabbelsackgroßen Hosentaschen verschwinden lassen. Dafür sind Nachbarskinder geschaffen. Natürlich kann es mitunter vorkommen, dass sie auch zu echten Freunden werden. Bei Emilia und mir war das für einige Jahre der Fall. Darum mopste ich von Emilia auch kein Spielzeug. Mit Emilia war ich vorzugsweise auf dem Spielplatz unterwegs. Der lag am Ortsrand unseres Heimatkauffs, nicht weit von unseren Elternhäusern entfernt. Dort gab es allerlei Spielgeräte aber vor allem: riesige Schaukeln an Holzgerüsten. Wir haben dort bei Wind und Wetter geschaukelt, Schaukelwettbewerbe veranstaltet. Wer am schnellsten am höchsten schaukeln kann, wer sich aus voller Fahrt als Erste abspringen traut, wer einen Schaukel-Überschlag über das Gerüst schafft. Letzteres ist, zugegeben, nur Emilia ein einziges Mal vollendet gelungen. Ohne Hals und Beinbruch. Sogar ohne Narben.

Natürlich schaukelten wir am liebsten an warmen Tagen

bei blauem Himmel. Man konnte beim Schwungholen so schön in die Sommersonne blinzeln. Der Schaukelwind kühlte die Hitze umher und die Eiscreme-Pausen erfrischten, falls der Wind nicht genügte. Eis gab es im Tiefkühlreich von Emilias Mutter Gerda. Sie schien Eissortimente für mehrere Weltkriege zu horten. Emilia und ich hatten nichts dagegen einzuwenden. Wir lutschten Bum Bum bis zur Erkältung.

Emilia wollte Pilotin werden. Das stand für sie fest, seit sie das Wort „Flugzeug“ kannte. Wobei sie zwischenzeitlich auch mal zur Astronautin tendierte. Aber das verwarf sie bald wieder. Denn Emilia war fasziniert von der Schallmauer, die sie durchbrechen wollte. Die Schallmauer – das war Emilias großes Ziel. Mit Schaukeln funktionierte das Schallmauer-durchbrechen leider nicht. Obwohl wir es versuchten. Wenn wir schaukelten und ein Kampfjet mit Überschallgeschwindigkeit über unsere Köpfe donnerte – hierzulande glücklicherweise nur zu Übungszwecken – lehnte sich Emilia weit zurück, um ihn mit sehnsüchtigen Blicken zu verfolgen und lächelte selig. Sie dachte dabei nicht an Krieg. An Krieg hatte sie kein Interesse. Sie wollte einfach nur Fliegen und zwar schnell und dann ab durch die Schallmauer. Vielleicht ungewöhnlich für ein zartes Mädchen von zehn Jahren. Aber was ist schon gewöhnlich? Ich wollte mit Emilia immer mal zu einer Flugschau gehen. Aber schließlich ist sie doch allein gegangen. Da war sie schon älter. Wir besuchten da schon verschiedene weiterführende Schulen. Unser Kontakt verlor sich. Und es trat ein, was der über Jahrzehnte verschleppte Schicksals-Maschendraht der Sippe Schmitt fabrizierte: Emilia

studierte Lehramt, statt Flugkunst. Ihre Mutter Gerda hat sie an einem unseligen Tag überzeugen können im Sicherheitsnetz des Beamtentums und nicht auf dem Flugplatz zu landen. Gerda Schmitt wollte immer selbst Lehrerin werden. Das hat sie Emilia und mir oft erzählt, wenn wir Eis in der Hand und festen Boden unter den Füßen hatten. Geschichte, Biologie und Sport – das waren ihre Steckenpferde. Diese Fächer hätte Gerda gerne selbst gelernt und gelehrt. Für die Unterstufe, weil man da die Kinder noch so schön prägen kann bevor sie kleine Erwachsene sind. Ein sicheres Einkommen haben, unkündbar sein, eine feste Rente in der Tasche – das schwebte Gerda Schmitt vor. Im 19. Jahrhundert versprach das Lehramt Frauen Anerkennung und Unabhängigkeit, war darum der einzig erstrebenswerte Beruf für das weibliche Geschlecht. In der Masche war Gerda hängengeblieben. Sie hatte das wiederum von ihrer Mutter gepredigt bekommen, die Hausfrau sein musste und in ihrer Zeit keine Gelegenheit zur Emanzipation fand. Das Lehramt hatte sich Gerda seitdem auch für sich selbst versprochen. Doch Schwangerschaft, Heirat und letztlich der Haushalt hatten ihr einen Strich durch die Rechnung gemacht. Emilia sollte den Traum von Mutter und Großmutter nun endlich leben dürfen. Gerda Schmitt hat alles dafür getan. Sogar die postalische Zusage für eine Pilotinnen-Laufbahn nach erfolgreich absolvierter Aufnahmeprüfung von Fräulein Emilia Schmitt versteckt. Monatelang. Bis die Frist abgelaufen war. Emilia ist daraufhin zu Hause ausgezogen und hat sich an der Uni eingeschrieben. Vorübergehend – wie sie bei einem zufälligen Treffen in der Stadt mir gegenüber äußerte. Es ist nichts

vorübergegangen, nur die Zeit. Emilia hat die Schallmauer bis heute nicht durchbrochen.

Schublade zu.

4 – Niko

Manche Weichen sind so verlegt, dass nie ein Weg zurückführt – oder an anderer Stelle wieder auf die verlassene Strecke. Aber wie der Volksmund mit suppigem Mundgeruch kundtut: „Sag niemals nie.“ Das muss ich mir vornehmen. Denn wer will schon mit öligem Gefieder stranden, wo er niemals hin wollte. Wobei mir das schon passiert ist. Sogar in Daunen. Weil man immer wieder in Strömungen gerät, eine Art Schicksalsströmungen, die einen in bestimmte Richtungen drängen. Auch wenn man gegen den Strom schwimmt oder meint, dagegen anzuschwimmen. Es gibt diese algigen Schicksalsfäden die das weltweite Netz permanent aus all seinen Handlungssträngen gebiert. Diese Fäden oder Strömungen öffnen in der Zeit Fenster und Türen und Bühnenklappen. Immer wieder überkommt mich das Gefühl, dem ausgeliefert zu sein. Weil Strömungen, wo auch immer sie entfesselt werden, ganz plötzlich über einen hereinbrechen, zumindest hereinbrechen zu scheinen. Wenn man sich in einer solchen Strömung zappelnd oder auch kraulend wiederfindet, ereignen sich unausdenkbarste Kuriositäten. Ursachen und Wirkungen verketteten sich, überschlagen sich. Manchmal verebbt die Strömung schneller, manchmal langsamer, je nach Intensität der Welle. Manchmal äußert sie sich etwa, indem man einen Bekannten oder auch einen Unbekannten auf der Straße trifft, der einen plötzlich in

einem Nebensatz auf etwas Wichtiges aufmerksam macht. Oder man liest die Schlagzeile einer Zeitung an einem Kiosk, während man an der Bushaltestelle davor auf den Bus wartet und kennt plötzlich die Antwort auf eine Frage, die einen schon seit langem beschäftigt. Oder man lässt aus Versehen seine Kreditkarte in einem Zigarettenautomaten stecken. Man bemerkt es schreckensbleich einige Stunden später, als man einen Einkauf tätigen möchte, muss das Konto sperren lassen, es wird glücklicherweise nichts von möglichen Dieben verprasst, aber man ist einen Abend lang ohne Bargeld und hat zu allem Überfluss nix mehr im Kühlschrank. Mitteilungsbedürftig ruft man einen guten Freund an, um ihm von der Sache zu erzählen. Der lädt einen prompt zum Essen ein und berichtet dabei seinerseits, dass er seinen Job zum Monatsende verliert und du – ne, oder?! – kennst da zufällig jemanden, der ihn einstellen würde, weil dieser jemand auf der Suche nach einem Mitarbeiter mit genau den Skills – ne, oder?! – deines Freundes ist. Du gibst ihm den Tipp, samt Telefonnummer und mit freundlichen Grüßen. Dein Freund wird auch tatsächlich eingestellt und lädt dich ein Jahr später, da er es sich dank des Jobs und damit dank dir leisten kann – ne, oder?! – in seine neu erworbene Cottage in Irland ein und du verbringst dort einen super Urlaub. Und alles, weil du an irgendeinem konfuse Tag deine Kreditkarte in einem Zigarettenautomaten hast stecken lassen. So kann es gehen. Rauchen muss nicht unbedingt tödlich sein. Oder: Du bist auf dem Weg zu einem abendlichen Konzertbesuch. Wie durch ein Wunder bekommst du noch die frühere U-Bahn, weil die sich verspätet hat. Du steigst ein und dir fällt dort sofort ein

Typ auf, ein paar Sitze vor dir. Er springt dir förmlich ins Auge. Und gefällt dir. Auch weil er so aussieht, als könne er die Band mögen, zu der du gerade unterwegs bist. Und dann steigt er – wie geil ist das denn?! – auch noch mit dir an der gleichen Station aus, läuft mit dir in die selbe Richtung und stellt sich tatsächlich – du fasst es nicht! – in die Schlange vor den Eingang der Konzerthalle. Du bist aber trotzdem – wirklich trotzdem – wie blöd kann man sein?! – zu feige oder zu schüchtern oder zu beides, um ihn anzusprechen und verlierst ihn in den Räumlichkeiten aus den Augen. Aber: Welch ein Zufall! – triffst ihn – das kann doch nicht wahr sein?! – nachdem du ihn schon reuevoll abgeschrieben hattest, während des Konzerts an der Bar wieder. Und weißt, dass die Gelegenheit nicht noch einmal kommt, schließlich trifft man sich nur zwei Mal im Leben. Darum sprichst du ihn an, löwenmutig, möglicherweise auf Grund von Löwenbräu. Oder auch so, egal. Ihr kommt ins Gespräch, geht gemeinsam zurück zur Bühne. Habt zwar nicht dasselbe Lieblingslied, tauscht aber trotzdem später eure Telefonnummern aus. Und tatatata: heute seid ihr ein Paar. Alles schon erlebt.

Zufall? Oder Absicht? Vielleicht nur scheinbar Zufall? Verkleidet Sinn sich nicht gerne in unüberschaubare Vielschichtigkeit? Sinn im Sinne der Schicksalsströmung. Die gerne zufällig tut. Die mit ins Auge springenden Schlagzeilen wedelt, für verlorene Kreditkarten und unerwartete Begegnungen sorgt. Klar kann man jetzt sagen: Von wegen Schicksalsströmung! Wie affig ist das denn?! Man handelt und denkt und lenkt doch alles selbst. Schließlich sind wir postmoderne Menschen und unsere Ratio für uns das A und O. Dabei ist sie vermutlich nur das R.

Wie dem auch sei. Oder nicht sei. Nehmen wir hier also die Schicksalsströmung mit ihrer Kuriositätensammlung an. Die plötzlich auftaucht, dann wieder abtaucht oder zumindest unmerklicher fließt. Steht man in ihrer heftigeren oder sogar in ihrer brachialen Strömung, ereignet sich Unplanbares. Üblicherweise stutzt man dann und fragt sich: Was ist nur los? Weil auch, wenn alles unklar und unberechenbar scheint, bleibt eins gewiss: Es ist etwas LOS. Das LOS zu verstehen, ist ein tiefgreifendes Bedürfnis. Das LOS will die Ratio partout in einen Kontext falten, der Sinn macht. Darum geht es: Sinn. Ein kurzes Wort mit langem Schatten. Sinn wellt sich in den Untiefen der Schicksalsströmung. Aber die Strömung ist nicht zu greifen. Zumindest nicht mit dem R allein. Und um sie zu begreifen, muss man Tauchgänge wagen. Oder? Wie packt man Sinn, der gern glitschig durch die Finger gleitet? Schwupps – ist er wieder entwischt. Und doch ist er der einzige Halt im Lebenswasser. Darum nehme ich die Schicksalsströmung an. Die Sinn macht. Und sei es im Gewand des Zufalls. Die umfassender ist als jeder Buchstabe und jede mythische Weltenweberei. Auch wenn sie von Beidem etwas hat. Die sich in keine religiöse Backform pressen lässt. Im Gegenteil: Die mit Form und Raum und Zeit spielt. Das Einzige, was ich mit Gewissheit über sie sagen kann, ist, das sie wirkt. Aber sie ist nicht Wirkung und auch nicht Ursache. Sie verbindet aber irgendwie alle Wirkungen und Ursachen miteinander. Seit es Polarität gibt. Vielleicht auch schon seit immer.

01:11 Uhr.

Das Display meines Smartphones taucht das Schlafzimmer

in unwirkliches Licht. Pauls Schnarchen untermalt das Irreale. Ich fühle mich wie in einem Wartesaal in einer seltsamen Zwischenwelt. Die Schlaflosigkeit schlägt sich auf meine Wahrnehmung nieder. Ich entgleite dem Augenblick. Reise auf den Lichtstrahlen meiner Erinnerung erneut drei Jahre zurück. Die mir gar nicht fern erscheinen, hier, unter meiner Bettdecke. Ich sehe Bianca vor mir, die ihre Sachen packt, für ihre Zeit in Peru. Mich sehe ich nicht. Fühle mich dafür aber um so deutlicher. Und ich spüre die Schicksalsströmung, die irgendwie einen Sinn darin sah, mir hinterrücks einen Pfeil durchs Herz zu bohren. Am Anfang war das nicht einmal schmerzhaft. Ich war lediglich verliebt. Und zwar auf den ersten Blick nach dem ersten Schuss von Amor, der ollen Putte, i.A. der Schicksalsströmung.

Er hieß Niko. Ja, Niko, nicht Paul. Das Fatale ist, dass er heute immer noch so heißt und auch immer noch Pauls bester Freund ist. Die verdammte Schicksalsströmung hatte mich Hals über Kopf in die Fänge einer ihrer geschmacklosen Eigenkreationen verstrickt. Einen rosaroten Pullover aus ihrer neusten Lebenslaufsteg-Kollektion. Ich sah nur noch Herzchen, überall. Es war schrecklich. Ich wäre sofort für Niko gestorben, bin es aber glücklicherweise nicht. Niko zog vor drei Jahren als Zwischenmieter in Biancas WG-Zimmer. Dieses Zimmer war seit Biancas Einzug in die 3er-WG wie eine zweite Heimat für mich. Es hat etliche Abende mit guten Gesprächen gesehen und gehört. Die Wände hallen und lallen geradezu von geteilten Geheimnissen, freundschaftlichen Ratschlägen und brüllenden Lachsalven. Kein Wunder, dass es auch so blieb

während Bianca weg war. Das Zimmer hat mich dazu verleitet alten Ritualen treu zu sein, wenn auch in neuem Kontext. Also habe ich in diesem Zimmer weiterhin gelacht, geredet und irgendwann auch zu viel gesagt – in dem Zuge dann auch gewagt. Um genau zu sein an einem verregneten Samstagmorgen im Mai. An jenem Morgen strandete ich bei Sonnenaufgang mit Niko in jenem verhängnisvollen Raum. Die Schicksalsströmung hatte mich gepackt. Es war ihr ein Leichtes, denn ich hatte ordentlich einen sitzen. Dass ich in ihren Stromschnellen zappelte, erkannte ich allerdings erst am Sonntagmittag als ich wieder in meiner eigenen Bude am Stadtrand angekommen war.

Die Strömung schlägt immer unbemerkt zu. Das ist eine Eigenschaft von ihr. Sie muss mich jedoch schon vorher im Visier gehabt haben. Vielleicht schon in dem Moment, als Bianca ihr Zimmer in der Goethe-Straße 11 mietete. Vielleicht ist sie schon damals losgeschwommen, um mich wie Treibholz mit sich zu reißen. Die Schicksalswelle hat Niko und mich eine Nacht lang unter ihrer Gischt begraben. Wobei: Im Grunde waren es nur knapp sechs Stunden und es war Vormittag. Mir hat es jedenfalls gereicht. Ich habe dabei zu viel Wasser geschluckt und war anschließend um den Verstand gebracht. Ich war überzeugt, den Mann fürs Leben gefunden zu haben. Alles passte, von Kopf bis Fuß. Austausch war auf allen Ebenen optimal gegeben. Ich glaubte wieder an das Yin-Yang-Prinzip, Seelenpartner, Alter Ego. Mystische Prinzipien, die ich während meiner Schulzeit in die Irren-ist-menschlich-Anstalt eingewiesen hatte, kehrten zu mir zurück. Ich erinnerte mich wieder an meine Märchenprinzfantasien mit elf Jahren. Damals, als

ich im Familienurlaub an der Costa del Sol mit gerötetem Babyspeck im Gesicht und meinem weiß-rosa gepunkteten Bikini am Strand lag und träumte. Der Märchenprinz, der mir ab Andalusien über die Autobahn hinterher galoppiert war, hatte mich nun nach all den Jahren ganz überraschend eingeholt. Ich hatte gar nicht mehr damit gerechnet. Goethe-Straße 11, 3.Etage, Vorderhaus. Hätte ich vorher auch nur die leiseste Ahnung gehabt, was für eine vielversprechende Adresse das war, ich hätte ab meinem elften Lebensjahr dort vor der Tür campiert und mir so einige folgende Costas und Mühen gespart.

Nun war endlich eingetreten, was immer ganz oben auf meinem Lebenswunschzettel gestanden hatte: Ich hatte die GROÙE LIEBE gefunden. Auch wenn ich das schon zuvor gedacht hatte. Mit dreizehn auf der Jugendfreizeit in Dänemark, als ich mit Tim, dem Volleyball-Ass, Hand in Hand durch die Dünen lief. Oder mit siebzehn auf dem Indie Konzert, als ich Tom ins Mikrofon seufzen hörte. Oder mit dreiundzwanzig bei dem Lyrik-Seminar, als Jörg sich das Haar aus der Stirn strich und sein Textwerk zum Thema „Wind-Fährten“ vortrug. Da hatten mich auch mit einem Schlag Strömungen mitgerissen. Da hatte ich auch gedacht: Das ist sie, DIE GROÙE LIEBE. Die ganz ganz GROÙE LIEBE. Aber noch nie hatte ich gedacht: Die fürs Leben. Das war neu. Und es machte mir irgendwie auch Angst.

Als ich an jenem verkaterten Sonntag in meiner 1-Zimmerwohnung über Strömungen reflektierte, ging mir auf, dass ich vermutlich, trotz weicher Knie, erst jetzt bereit für die *ehrlich* ehrlich große Liebe war. Schließlich war ich endlich

im perfekten Alter. Darum waren auch alle vorangegangenen großen Liebesträumereien irgendwann geplatzt. Unstete Jugend und lehrreicher Werdegang lagen hinter mir – zumindest so ziemlich und zumindest ging ich lebenserfahrene Endzwanzigerin mal davon aus – und darum war sie jetzt da, die eine, die wahre, die GROÙE LIEBE. Ich trug nach dem Einschlag ein von 100.000 Watt erleuchtetes Gesicht und mich innerlich mit dem Wunsch nach Hochzeitsglocken und Kindergeschrei. Niko war der Mensch, den ich lebenslang an meiner Seite sah – bis dass der Tod entscheiden würde. Ich jubelte der genialen Strömung zu, feierte die schicksalsträchtige Adresse: Goethe-StraÙe 11! Welch Dichtung und Wahrheit von Anschrift! Wenn das nicht geradezu die Schlussfolgerung einer symbolischen Verbindung mit Goethe forderte. „Goethe“, so fabulierte ich, war sicherlich ein Symbol für die Poesie und Sinnlichkeit die dieser, nun mit Niko entstehenden Beziehung, innewohnen würden. Meine werten Leiden waren vorbei und tschüss. Sturm und Drang dagegen entfesselt und auf meiner Seite. Noch nach Jahren würden Niko und ich uns ergraut, doch glücklich jener Anschrift erinnern. Zumindest wiegte ich mich in diesem Glauben. Und zumindest an diesem verkaterten Sonntag, schließlich war der Restalkohol in meiner Blutbahn immer noch nicht gänzlich abgebaut. Und so übersah ich, dass es bei einer „GoethestraÙe“ auch faustdick kommen kann. Drei Wochen schwebte ich nichtsdestotrotz auf der vielzitierten Wolke. Niko und ich trafen uns an Abenden und Wochenenden und redeten und redeten. Es war herrlich. Wir hatten uns viel zu sagen. Wir philosophierten, politisierten, analysierten, diskutierten und

scherzten. Wir redeten und redeten und redeten. Leider redeten wir ausschließlich und es geschah nicht mehr mehr. Diese platonische Einseitigkeit tat ich erst als behutsames Herantasten ab. Wobei ich Letzteres dann doch zu vermissen begann. Aber Niko, und dafür hatte ich natürlich Verständnis, befand sich in den Nachwehen einer frisch verendeten Beziehung. Weshalb ich versuchte, mich in Geduld zu üben. Und bei mir dachte, wie meine Großmutter es mich gelehrt hatte: „Gut Ding will Weile haben.“ Doch als diese Weile länger und länger wurde, begann sie mir im gleichen Maße unheimlich zu werden. Die Weile dehnte sich über sehnsüchtige drei Wochen, dann beendete Niko sie eines Abends abrupt und sagte im WG-Zimmer in der Goethe-Straße 11 zu mir: „Du, Mag, ich möchte mich momentan nicht fest binden.“

Ich war wie vor den Kopf gestoßen. Meinte erst, mich verhört zu haben. Dieses; „Ich möchte mich momentan nicht fest binden“ hieß natürlich: „Ich möchte keine Beziehung mit dir“ und „Ich möchte mich jetzt erst mal austoben“ und auch: „Ich möchte mich nach etwas Besserem umsehen.“ Der einzige, glanzlose Lichtblick bestand für mich in jenem unterschwelligen: „Ich komme gegebenenfalls auf Dich zurück.“

Mir war das, trotz allem, für's Erste Lichtblick genug. Schließlich blieb Niko und mir, so hoffte ich mit aller Macht, noch der ganze Rest unseres Lebens. Und so wartete ich nun auf das Auf-mich-Zurückkommen, auch wenn es sich um etliche Tage oder Nächte handeln sollte. Die wurden mir allerdings ganz schön lang. Außerdem beschlich mich die Angst, Niko könne mit seinem „momentan“

eigentlich etwas durchaus Dauerhaftes gemeint haben. Trotzdem und darum erst recht, klammerte mich an das „Momentan“. Ich verbrachte weiterhin viel Zeit mit Niko. Überspielte meine Verletzung und meine Angst. Schnitt mir selbst immer tiefer ins eigene Fleisch. Ritze innerlich an mir herum. Schnitzte Herzchen in mein Herz und darinnen Nikos Namen. Niko für seinen Teil sah überhaupt nicht, wie sehr mich sein Korb getroffen hatte. Aber wie sollte er auch? Schließlich machte ich auf heile Welt und Kumpelfreundin. Darum nutzte Niko unsere Treffen auch schamlos, um sich nach anderen Frauen umzuschauen. Ich tat stoisch, als bemerke ich es nicht. Würgte meinen Frust hinunter oder verschwand kurz auf der Damentoilette, um ihn mir aus den Augen zu föhnen. Ich redete mir zu, na ja, Niko braucht eben seine Zeit nach neun Jahren Zweisamkeit. Seine Erste, so versuchte ich mir immer wieder klar zu machen, war bis dato auch die Letzte gewesen. Darum konnte ich Niko seine Späherei im Großen und Ganzen schließlich auch nicht verübeln. Gönnte sie ihm auf eine Art sogar. Niko hatte schließlich ganz schön Nachholbedarf. Und solange er mich bei seiner Späherei nicht gänzlich aus den Augen verlor, solange war doch auch an sich alles in Ordnung, oder?

Es ist ein heißer Freitagabend Anfang August. Niko und ich chillen mit Riesencocktails in den Liegestühlen einer Strandbar. Die Strandbar verdient diesen Namen nicht unbedingt, da es sich lediglich um eine umzäunte Fläche in den Flussauen neben den Tennis und Volleyballplätzen handelt, wo das Stadtmarketing gesponsert von einem Schnapshersteller einen Berg Sand aus irgendeiner Wüste

hat hinkippen lassen, um die Gegend attraktiver zu gestalten. Das funktioniert auch ganz gut, denn vor Ort tummeln sich etliche urlaubsreife Gäste, die mit ungezügelter Sauflaune zu den Klängen einer unterdurchschnittlichen Reggae-Band aus der Region den Stadthaushalt sanieren helfen. Niko und ich geben uns damit nicht ganz so große Mühe, obwohl uns die Reggae-Band an sich keine Wahl lässt. Wir nippen tapfer an unseren Getränken und versuchen ein Gespräch in Gang zu bringen, dass jedoch immer wieder von schrägen Tönen zum Schweigen gebracht wird.

„Nächstes Wochenende wird's anders“, verspricht Niko schließlich, „da spiel ich hier mit den Crushed Gods“.

Ich nicke und lasse in seliger Vorfreude mein Glas sinken. Schaue Niko bewundernd von der Seite her an. Denn der ist wirklich ein ausgezeichneter Musiker. Auch wenn ich ihn bisher nur einmal live mit Band erlebt habe. Niko spielt Schlagzeug seit seinem sechsten Lebensjahr. Auch Gitarre. Und Bass. Er hat Rhythmus im Blut. Dieser Mann groovt – in jeder Hinsicht. Niko hat zwei Bands: die Crushed Gods und die Audio Addicts. Die Crushed Gods rocken neopsychedelisch, die Audio Addicts bezeichnen sich selbst als „bewusstseinsweiternde Soundmeditation“ und kreuzen elektronische Elemente mit Weltmusik. Beide Bands sind sehr percussionlastig. Die Musik baut sich um Nikos Drum Set her auf. Er thront in der Mitte und steuert und schiebt die Beats wie ein Kapitän sein Schiff. Mit beiden Bands ist er immer wieder live in Clubs und Bars unterwegs. Aber von Musik kann man heute nicht mehr leben, weil das will jeder Zweite – meint Niko. Darum hat er zusätzlich Politikwissenschaften und Philosophie studiert. Aber nie einen

Abschluss gemacht. Seit einem knappen Jahr ist er Praktikant beim Radio. Es sollte ursprünglich nur sechs Monate dauern – jetzt sind es schon zehn. Das Praktikum ist mittlerweile kein Praktikum mehr, sondern ein Job – sagt Niko. So ist das heute. Jobs werden durch Praktika ersetzt und Praktika werden zu Jobs. Niko ist damit zufrieden – solange seine Frist weiterhin aufs Neue verlängert wird. Und dafür stehen die Chancen gut. Er hat sogar Aussicht auf einen befristeten Arbeitsvertrag in einem halben Jahr für ein weiteres halbes Jahr. Ich hoffe für ihn, dass es klappt. Niko träumt von einer eigenen Sendung. Am liebsten nachts, wo er philosophieren, politisieren und Musik auflegen kann, so viel er will. Das wäre perfekt – sagt er. Niko's Night Tracks soll die Sendung heißen, das hat er sich schon überlegt. Ich bin jetzt schon süchtig nach dem Format, hoffnungsloser Groupie sowieso.

„Wir sollten nach dem Drink abhauen“, spricht Niko in meine Gedankenverlorenheit. Er bäugte mit schmerzverzerrtem Gesicht die Band auf der Bühne, die dort selbstherrlich wippt.

„Ja“, stimme ich zu. „Und wohin dann...?“, füge ich etwas zögerlich hinzu, weil ich mich für heute noch nicht von Niko verabschieden möchte. Obwohl mich seit dem Korb in seiner Gegenwart immer dieses Stechen in der Brust quält – doch: Was wär die Liebe ohne Leiden. Außerdem atme ich nichtsdestotrotz gleichzeitig selig die Präsenz meines Angebeteten.

„Hmmm...“, macht Niko. Und verkündet dann mit einem Blick auf den faden Cocktaileiswürfelrest in seinem Glas: „Ich glaub, ich pack's danach...“ In meinem Herzen reißt

es. Ich starre zur Band, um Niko nicht mein zuckendes Gesicht zu zeigen.

„Don't worry about a thing, 'cause every little thing gonna be alright...“, tönt es gerade von der Bühne. Trotz des miserabelsten Bob-Marley-Covers, dass mir je zu Ohren gekommen ist, schöpfe ich Hoffnung und wage todesmutig den Vorschlag:

„Oder doch noch nen zweiten Drink... hier? Würd einen ausgeben...“

Niko schüttelt den Kopf: „Danke, aber das kann ich mir echt nicht länger geben.“

Ich auch nicht – denke ich und finde das Bob-Marley-Cover dagegen plötzlich ziemlich erträglich. Mein Herz brennt. Auch vor Wut auf mich selbst. Warum kann ich es nicht lassen? Seine Entscheidung akzeptieren, ihn gehen lassen? Na gut – denke ich – dann hau doch ab. Sauf ich eben allein noch nen Cocktail. Oder zwei. Oder acht. Da geschieht es: Eine leichtbekleidete Rothaarige in sommerlichem Röcken betritt die Strandbar und bewegt sich zielstrebig zur Theke. Sie winkt dem Typ hinter dem Tresen und ruft: „Hey Dirki, die Ablösung naht!“

„Mensch!“; entfährt es Niko, der der Rothaarigen hinterher glotzt wie dem Weihnachtsmann. Mich haut es schier aus dem Liegestuhl. Wie unverschämt bist du eigentlich – will ich schreien. Doch Niko kommt mir zuvor: „Das ist ja...!“ Ich folge seinem Blick und hefte erneut meinen Blick auf die Rothaarige beziehungsweise auf ihren prallen Hintern in hautengen Hotpants. Wer ist das – will ich fragen, doch mir entfährt nur eine heiseres Glucksen, das Niko glücklicherweise überhört, da es sich perfekt in den

Reggae-Sound einfügt.

„Du, Mag“, sagt Niko jetzt mit strahlendem Lächeln in dem sich die Hotpants spiegeln, „ich komm gleich wieder. Begrüß nur kurz ne Bekannte... – die spielt Bass in der Band von nem echt guten Kumpel von mir.“

„Ah...“, mache ich nur.

„Wolltest du nicht noch was trinken – ich bring dann was mit...“

Ich starre Niko an. „Hm“, mache ich – was er sowohl als „Ja“ sowie als „Nein“ deuten kann, zu mehr bin ich nicht mehr fähig.

„Noch nen Caipi?“

„Äh – ja“, ringe ich mich darauf doch zu sagen durch.

Niko erhebt sich leichtfüßig aus seinem Liegestuhl. Er streckt die Hand nach meinem leeren Glas aus, das ich ihm mechanisch reiche. Dann kehrt er mir mit einem:

„Bis gleich“, den Rücken zu. Ich sacke in meinem Liegestuhl zusammen. Komme mir gestrandet vor, in diesem scheiß aufgekippten Sandberg. Beobachte verstohlen Niko, der durch die Wüste zur Bar pilgert, geradewegs auf die rothaarige Fata Morgana zu. Die Fata Morgana lacht ihm entgegen, sagt etwas. Ich verstehe nichts, höre nur das unerträgliche „Don't worry about a thing...“ von der Bühne. Auch Niko sagt etwas, gestikuliert. Gelächter dringt an mein Ohr. Ich wende mich ab, starre betäubt die Rastafaris an. Versuche, nicht zu denken. Es gelingt mir ausgezeichnet. Denn in meinem Kopf gibt es nur noch einen unendlichen Schrei. Der Schrei fegt alle Gedanken auseinander, presst sie an den schmerzenden Rand meines Schädels. Aber der Schrei ist nicht nur in meinem Kopf. Er ist auch

in meinem Herzen, meinem Magen, meinen Gliedern, Nervenbahnen, Knochen, Muskeln, im Blut, dringt durch meine Haut, durchsiebt den Liegestuhl, bohrt sich durch meinen Sandalen in den Sand, zerreißt den Himmel um mich. Ich löse mich auf. Bin nur noch Fetzen. Genau wie die Reggae-Klänge, die mir immer noch ein verdammtes „...don't worry about a thing, 'cause every little thing gonna be alright...“ um die Ohren peitschen. „Yeah, yeah, yeah“, fliept der Sänger jetzt mit seiner Kiffer-Teekessel-Stimme ins Mikro, „...don't worry, man...“ Ich will aus dem Liegestuhl springen. Ihn erwürgen. Oder auch Niko. Kann nicht. Bin wie gelähmt. Will nach Hause. Bin überfordert bei der Vorstellung dafür durch die Wüste zu Niko gehen zu müssen, um mich zu verabschieden. Beschließe darum, zu warten. Und zu vergessen. Die Fata Morgana, das Hier und Jetzt, meine Eifersucht. Ich starre vor mich hin. Komme mir unzulänglich vor, überflüssig. Mit dem letzten Rest Selbstachtung in den Gelenken, schnelle ich schließlich doch hinauf gen Himmel. Wie ein Affe, der nun wohl oder übel zum Mond geschossen wird. Wanke wie betrunken durch den Sand. Merke erst im Gehen, dass ich glücklicherweise tatsächlich ein wenig betrunken bin. Der Sand zer rinnt unter meinen Füßen. Vor mir nähert sich unerbittlich Nikos Rücken. Dann stehe ich neben ihm, schaue über die schmierige Theke hinweg der Rothaarigen ins Gesicht. Es ist ein hübsches Gesicht mit stechenden grünen Augen. Ich habe ihnen nichts entgegenzusetzen. Senke den Blick, betrachte die tätowierten Arme der Schönen. Schlingere zwischen eingebrannten Spiralen und Sternen, fern dem Mond und fern dem festen Boden. Spreche aus der Leere dieses

Alls wie der hilfloseste Affe der Raumgeschichte zu Niko:

„Sorry, trink doch nix mehr. Muss morgen früh raus...“

„Ist doch Samstag...!“, wendet die Rothaarige unerwartet ein.

Ich taumele in ihrem grünen Blick. Fühle mich unwohl in der eigenen Haut wie selten. Und beharre erst recht auf meiner Erklärung:

„Muss echt früh raus...!“ Es hinterlässt den gewünschten Eindruck.

„Hey“, sagt Niko und umarmt mich. „Dann sehen wir uns morgen... bei mir?“

Ich betrachte ihn aus unendlicher Ferne, als sei er verrückt geworden – oder ich.

„Ab acht...?“, hakt Niko nach.

„Freu mich auch schon total“, meint die Rothaarige, als habe Niko mit ihr und nicht mit mir gesprochen. „Das Lichterfest ist so geil...“

Mir geht plötzlich im wahrsten Sinne ein Licht auf. „Ja...“, räuspere ich mich darum und erinnere mich an die schon vor Tagen getroffene Verabredung mit Niko zum gemeinsamen Besuch des Lichterfests.

„Also...“, sagt Nik, als sei alles in bester Ordnung.

„Bis morgen“, nicke ich. Und ärgere mich im gleichen Augenblick über mich selbst. Wie kann ich nur? Warum sage ich die Verabredung nicht ab? Es muss wohl am Sauerstoffmangel in diesem Teil des Universums liegen.

„Ciao!“, lächelt die Fata Morgana.

Ich wende mich ab, verlasse das umzäunte Strandgehege. Die Möchtegern-Bob-Marley-Verschnitte senden mir durch die Verstärker gurgelnde Geräusche von wegen „no

woman, no cry“ nach. Abseits des Lärmpegels sowie von Sandhaufen und Schirmchen bleibe ich stehen. Ich atme tief durch und betrachte den sternklaren Nachthimmel. Er tröstet mich. Die Sterne blinken und blitzen auf. Fast als würden sie lachen. Was bleibt ihnen auch anderes übrig, bei all den ausgesetzten Affen da draußen, in ihren schlingenden Raumkapseln. Ich fühle mich wie ein Stern, der seit Jahrmillionen mit Lichtblick das All betrachtet. Und sehe, dass es Zeit ist, neue Bahnen zu ziehen. Schluss mit Selbstquälerei. Adieu, große Liebeswunschräumerei. Andere Mütter haben schließlich auch hübsche Söhne – oder wie war das noch gleich. Soll Niko zukünftig doch Anbändeln mit wem er will. Ich jedenfalls werde mir das nicht länger gefallen lassen.

Gedacht – getan. Am Tag darauf verschenkte ich diszipliniert alle meine alten Liebesratgeber wie „Finde deinen Seelenpartner“ und „Wenn es wahre Liebe ist“ zusammen mit einer Hand voll anderer enttäuschender Literatur an die städtische Bibliothek. Und lernte, wie es die Sterne offensichtlich vorgesehen hatten, am Abend prompt Nikos besten Freund Paul kennen. Zu dritt trafen wir uns zum anschließenden Besuch des Lichterfests im Zimmer in der Goethe-Straße 11. Bei Pauls Anblick durchfuhr mich kein liebester Blitzschlag wie bei Niko. Meine Synapsen funkten lediglich ein „sympathisch“. Gemeinsam schlenderten wir über das Lichterfest in der Innenstadt. Zwischen bunt beleuchteten Fassaden und Feuerwerkskörpern rang ich damit, meine Wut gegenüber Niko zu schüren. Es gelang mir exzellent. Insbesondere, da ich in Paul jemanden fand, mit dem man sich blendend amüsieren konnte. Während

der Nachthimmel in tausend Farben sprühte und die Fassaden der Stadt sich im Licht bewegender Projektionen verwandelten, näherten wir uns lachend einander an. Eine Woche später, während des Konzerts der Crushed Gods in der unliebsamen Sandgrube des Stadtmarketings, funkten meine Synapsen statt eines „sympathisch“ ein „sehr sympathisch“. Die erneute Gegenwart der rothaarigen Fata Morgana, auch wenn sie sich dieses Mal so wenig um Niko scherte wie er sich um sie sowie die sommerliche Hitze taten das Ihre. Schließlich verzeichnete das Thermometer, wie bereits erwähnt, die heißeste Nacht des Jahres. Kein Wunder, dass auch die Schicksalsströmung bei den Temperaturen nicht schlafen konnte. Während ich Seite an Seite in einem wogenden Pulk Zuhörer wippte und den Crushed Gods applaudierte, lagen mir noch jegliche Hintergedanken fern – und doch: ich spät in der Nacht in Pauls Armen. Ich hatte nicht vor mit Nikos bestem Freund als Lückenbüßer oder auch als Lückenfüller im Bett zu landen. Das Bett stand plötzlich da. Mitten in Pauls Zimmer. Es war ein großes Bett, das gemütlich wirkte. Was soll ich weiter sagen? Das Bett war nett. Und Paul ein guter Typ.

01:34 Uhr.

Paul und ich teilen dieses Bett bis heute. Natürlich wechseln wir hin und wieder die Bettwäsche. Ich liege links, Paul rechts. Ich liege wach, er schnarcht. Wobei Paul es auch mit mir nicht leicht hat, zugegeben. Ich bin nämlich Quer-Lieger. Vor allen Dingen am Wochenende, wenn ich ausschlafen kann. Je länger ich schlafe, desto intensiver träume ich. Dann rolle ich mich hin und her – sagt Paul. Vielleicht wollen meine Beine auch schon aufstehen, nur

der Rest noch nicht. Darum strampeln sie. Ab halb Acht wird das mit dem Strampeln – laut Paul – akut. Ab 8 Uhr morgens liege ich quer. Ich liege schräg wie ein halbes X, was irgendwie am Einfluss der Chromosomen liegen muss. Zumindest ist das eine von Pauls ironischen Theorien. Er liegt immer gerade, mit breitem Kreuz wie ein Ypsilon – sagt er. Paul meint, dass ich mich tagsüber schon oft genug querstelle, da könne ich das Querliegen doch sein lassen. Aber dann grinst er meistens und gibt mir einen Kuss.

Niko war anfänglich nicht begeistert über die Beziehung von Paul und mir. Er hat es nie mit Worten gesagt, nur mit Blicken. Niko und Paul waren, nach Nikos Aussage, lange fast „wie ein altes Ehepaar“. Jetzt war da die neue Alte oder die alte Neue, jedenfalls: ich. Und ich trennte alte Bande. Niko brauchte, wie ich fand, mich allerdings gar nicht so bitter zu beäugen. Hätte er schließlich auch anders haben können. Aber ich hatte genug vom lebenslang Warten. Ich musste mein Herz reparieren und mein Selbstwertgefühl. Ich wollte begehrt werden und nicht mehr abserviert. Mein Becken dankte es mir. Und mein Endorphin-Spiegel sowieso. Niko wurde nach einigen Wochen auch wieder zugänglicher und akzeptierte meinen neuen Status. Genau wie ich selbst, die ich auf der einen Seite glücklich mit Paul, auf der anderen Seite trotzdem, wie ich mir schließlich zähneknirschend eingestehen musste, immer noch unglücklich in Niko verliebt war. In meiner Brust schlug ein Doppelherz. Halbherzig versuchte ich die leidende Hälfte mit der anderen zu trösten, doch scheiterte damit kläglich. Ich verfluchte Goethe, das elende Zimmer und die noch viel elendere Schicksalsströmung. Doch da

das Herz ein robustes Organ ist, fand es einen Weg für den einen Mann laut, für den anderen leise zu schlagen. Paul und Niko ihrerseits nahmen von meinen Herzensangelegenheiten keine Notiz. Zumindest dachte ich das, da mich der Zauber des Neubeginns oder vielmehr irgendein hochprozentiger Hormoncocktail in Sicherheit wiegte. Dass die Happy Hour nicht ewig dauert, begann mir deshalb erst zu dämmern, als Bianca aus Südamerika zurückkam und die Ereignisse überraschende Wendungen nahmen.

5 – Vertrackt, verstrickt, verknotet

Nach seiner verlebten Zwischenmiete zog Niko in ein Single-Apartment in der Südstadt. Der Fokus des Geschehens blieb jedoch, wie kann es anders sein, auf dem Zimmer in der Goethe-Straße 11. Draußen gab's Indian Summer und auch drinnen ging's bunt her. So auch beim Wiedersehen und gleichzeitig ersten, gemeinsamen Besuch von Paul und mir bei Bianca nach ihrer Rückkehr. Es war ein Welcome-back-Brunch an einem sonnigen Sonntagspätvormittag im Oktober. Bianca war am Tag zuvor wieder gesund und munter aus den Anden gelandet. Paul und ich trugen ebenso gesund und munter Brötchen, Sekt und Lachs mit uns die Stufen hinauf, in die 3. Etage des Vorderhauses der Goethe-Straße 11.

Die Wohnungstür ist angelehnt und wir überqueren ahnungslos die Schicksalsschwelle. Die WG empfängt uns wie sie jeden empfängt: mit offenen Armen. Bianca folgt als treue Bewohnerin ihrem Vorbild. Noch etwas zerknittert vom feucht-fröhlichen Vorabend mit ihren Mitbewohnern, Geschichtsstudent Harry und VWLer Lars, lehnt sie

im Türrahmen.

„Bianca!“ rufe ich. Und strahle ihr entgegen.

„Mensch, Mag!“ Und dann liegen wir uns in den Armen.

„Ist das schön dich zu sehen!“

„Krass, bist du braungebrannt.“

„Das macht die gute Höhenluft.“

„Du siehst noch besser aus als beim letzten Skypen... – hast auch noch ne ganz schöne Fahne von gestern.“

„Hihi“, macht Bianca.

Dann wendet sie sich Paul zu.

„Hallo, ich bin Bianca.“

„Hallo. Paul“, sagt Paul und reicht ihr die Hand.

„Schön, dich kennenzulernen“, lächelt Bianca. „Kommt rein“, meint sie dann. Wir legen unsere Jacken im chaotischen WG-Flur ab.

„Ich glaub, wir müssen in meinem Zimmer brunchen. Die Küche leidet noch unter der Nacht“, erklärt Bianca.

„Ach“, wende ich ein. Doch ein kurzer Blick in die Küche belehrt mich eines Besseren. So räumen wir Frühstückstensilien in Biancas Zimmer, machen es uns an ihrem olivgrünen Retro-Wohnzimmertisch bequem. Schon während wir Butter und Marmelade, Lachs und Sekt und jede Menge Kaffee von A nach B tragen, beschleicht mich ein komisches Gefühl. Ich schiebe es auf meine Erinnerungen an den One-Night-Stand mit Niko in diesem Ambiente. Deren ich mich nicht erwehren kann, während ich den Tisch decke. Ich versuche mich auf etwas anderes zu konzentrieren. Auf Biancas Gegenwart. Auf meine Wiedersehensfreude. Schließlich, als wir um den Tisch sitzen, auf Biancas Bericht und den großen Pott Milchkaffee in meinen Händen.

Aber es funktioniert nicht. Zu stark vibriert Nikos Präsenz für mich im Zimmer. Was sicherlich auch daran liegt, dass Bianca bisher nicht zum Auspacken gekommen ist. Ihr Reiserucksack, der eingerollte Schlafsack, ein Berg dreckiger Klamotten und ihre abgelatschten, hellbraunen Ledersandalen liegen, wie sie sie nach ihrer Ankunft hat fallen lassen, in einer Ecke neben der Zimmertür. Das frisch bezogene Bett, die hellen Naturholz-Bücherregale, die sich auch während Nikos Zeit an die bordeauxroten Zimmerwände gelehnt haben, die Weltkarte an der Wand neben dem Fenster, die bunte Ecke auf der anderen Seite des Fensters mit den Postkarten und dem großen antiken Holzschreibtisch – das alles ist an sich total Bianca. Der kleine Mosaiktisch mit den Kakteen und die Zimmerpalme vor dem anderen Fenster, die weißen Vorhänge – und doch wabert Nikos Aura unerträglich in der Atmosphäre. Es lässt mir den Atem stocken. Ich höre noch seinen Plattenspieler, die Gitarren, die Bongos als halluziniertes Echo im Raum.

„Kannst du mir bitte mal die Butter reichen?“, fragt Paul.

„Klar“, nicke ich und greife nach der Butter.

„Sekt?“, fragt Bianca. Und schenkt mir ein, ohne eine Antwort abzuwarten. Ihre Hand zittert leicht. Ich denke: Man, hat Bianca gestern gut gepichel. Aber dann macht es plötzlich PENG. Irgendwo in meinen Synapsen knallt es. Ich starre auf Biancas Hand, die sich jetzt zu Pauls Sektglas hinüber bewegt.

„Nur ein ganz Bisschen“, sagt Paul. Der nicht viel für Sekt übrig hat.

PENG – macht es wieder. NEIN NEIN NEIN rast es in mei-

nen Nervenbahnen. Doch mit einem letzten ohrenbetäubenden PENG wird mir bewusst, dass es bereits zu spät ist. Schließlich befinden wir uns nicht umsonst in der Goethe-Straße 11. Und in Biancas verdammtem Zimmer, der Hochburg vertrackter Schicksalsfallstricke. Klar – denke ich darum. Schlagartig geht mir auf, dass die zarte Röte auf Biancas Wangen nicht auf die Höhensonne in den Anden zurückzuführen ist. Nach den ganzen Machos in Südamerika ist Paul genau das, was Bianca anzieht. Und darum stiehlt er ihr hinterrücks das Herz aus dem Brustbeutel, dass Bianca in ganz Peru nicht verloren hat. Der liebe, sanfte Paul mit den warmen Händen.

Wirr von bolivianischen Mädchenheimen, in denen sie gearbeitet hat, Passstraßen und Kakteen erzählend, sich gleichzeitig mit einem permanenten: „Und wie geht es Dir?“ – mit dem sie mich meint – unterbrechend, nippt Bianca an ihrem Sekt. Die Leckereien auf der gedeckten Tafel verschmäht sie mit einem fadenscheinigen:

„Noch keinen richtigen Hunger. Muss langsam machen. War wohl etwas viel, gestern.“

Ich beiße herzhaft in ein Croissant. Oder versuche es zumindest. Denn mein Magen ist mindestens genauso flau wie Biancas. Ach du Schande – denke ich. Und schaue zu Paul hinüber. Der scheinbar nichts mitbekommt. Seelenruhig den Schaum seines Milchkaffees löffelt. Sich hungrig fettige Salamischeiben auf eine Brötchenhälfte packt. Hinein beißt und genüsslich kaut, auf seinem geblühten Sitzkissen. Hinter ihm an der bordeauxroten Wand hängt, seit Jahren, ein Kunstdruck von Gustav Klimts „Der Kuss“ in einem großen verschnörkelten Goldrahmen vom Flohmarkt.

Zu dessen Füßen steigert sich Bianca jetzt mit glühenden Wangen in verstiegene Erzählungen von südamerikanischen Hochebenen. Je verlegener sie wird, desto schneller spricht, desto unkontrollierter gestikuliert sie. So ist Bianca. Flucht nach vorne, wenn es kein Zurück gibt. Auch wenn sie sich um Kopf und Kragen redet.

„Diese Höhenkrankheit, es war wirklich zum kotzen. Ich konnte gar nichts mehr bei mir behalten...“, in Biancas Gesicht spiegelt sich lebhaft die Erinnerung.

Ich lege mein Croissant auf den Teller.

„Aus allen Öffnungen, ich sag's euch...“, fährt sie mit illustrativen Gesten fort.

Paul schiebt sich ungerührt den Rest seiner Salamibröchenhälfte in den Mund.

„Ich hab dann Medikamente bekommen. Aber danach: Nur Kokablätter helfen wirklich. Was hab ich Kokablätter gekaut.“ Bianca langt gedankenverloren nach einem Croissant, taucht die eine Hörnchenspitze in ihren Kaffee und knabbert sie ab.

„Ihr müsst da wirklich mal hin – diese Farben...!“, fährt sie dann fort. „Ich liebe die bunten peruanischen Stricksachen der Indios. Aber wie die manchmal stinken, meine Güte. Ist halt nicht so viel mit Hygiene wie bei uns.“

Ich folge Pauls Beispiel, ergreife möglichst ungerührt mein Croissant, aus dem hellrot die Erdbeermarmelade quillt.

„Noch Sekt?“, fragt Bianca. Und schenkt sich nach, da Paul und ich noch versorgt sind.

„Ist es eigentlich sehr touristisch?“, will Paul wissen. „Ich mein: von wegen Lonely Planet und so?“

„Geht so“, Bianca schaut ihn rot wie die Erdbeermarmelade auf meinem Croissant an. „Eigentlich wie überall.“

„Ah.“ – „Ich würd wirklich gern mal hin.“

„Mach das. Lohnt sich. – Nur das Machogetue nervt manchmal.“

Paul schaut irritiert. Und belegt sich die zweite Brötchenhälfte mit Käse.

„Und die Arbeit?“, frage ich. Biancas Kopf fährt herum, sie sieht mich an, als habe ich etwas Seltsames gefragt. Auch als habe sie etwas ausgefressen. Wobei man das bei ihrem Croissant-Gepicke wirklich nicht von ihr sagen kann.

„War schon krass“, resümiert sie dann. „Aber ich würd's wieder machen. Das ist so toll, wenn da was zurückkommt.“

„Schön.“

„Das Reisen danach hat aber auch echt gut getan. Was du für Elend erlebst mit Straßenkindern...“, schweift sie lieber wieder in die Ferne. „Die letzten drei Wochen bin ich zum Titicacasee und bis nach Bolivien hinein gereist. Mit dem Bus. Diese Flamingos in dieser Salzwüste. Diese weiße Einöde mit dieser Horizontlosigkeit... der Wahnsinn.“ Bianca träumt in ihr perlendes Sektglas.

„Und diese Passstraßen...“, unterbricht sie ihre Gedankenverlorenheit, „...aber mit voller Blase im Bus sitzen, mein Gott, das ist echt der Horror. Ich hab auf der Rückfahrt gedacht, meine Blase platzt. Und der Busfahrer wollte einfach nicht anhalten. Erst nach drei Stunden. Fast hätte ich in den Gang gepinkelt.“

„Ach du Schande“, sage ich.

„Oh“, sagt Paul und nippt an seinem Milchkaffee.

„Männer haben es da leichter“, lächelt ihn Bianca verlegen

an. „Die können einfach in die Flasche...“

Paul lächelt freundlich zurück. Stille tritt ein. Das einzige Geräusch ist für einen Moment das Malmen meiner Zähne, die den Rest meines Croissants zerkleinern.

„Musik?“, fragt Bianca in die Stille.

„Gerne“, nickt Paul.

Bianca stürzt sich auf ihren Laptop, fährt ihn hoch und dann ertönt südamerikanische Weltmusik aus den schepfernden Minilautsprechern. Sie hockt sich wieder an den Tisch, hinter ihr Sektglas. Fragt dann ganz unvermittelt:

„Wie – habt ihr euch eigentlich kennengelernt?“

„Das war hier“, sage ich.

„Was?“

„Hier. In deinem Zimmer.“

„Was? Nein.“

„Doch.“

„Ja“, nickt auch Paul. Bianca stellt ihr Sektglas auf den Tisch und konzentriert sich blass um die Nase auf das angebissene Croissant auf ihrem Teller. Packt es linkisch und tunkt es so tief in ihren Kaffee, dass beim Raus-ziehen große Krümel in der Tasse schwimmen. Sie führt es zum Mund, kaut und würgt und spült mit Sekt nach. Währenddessen erzähle ich ausführlich wie eines zum anderen kam und Paul und ich zueinander. Unterdessen müht Bianca sich an ihrem Croissant ab, dann an einer Scheibe Lachs. Kaut und würgt und kann mir nicht in die Augen schauen. Paul erst recht nicht. Ich würde ihr gerne sagen wie gut ich sie verstehe. Sagen, dass ich nicht sauer bin. Aber ich kann nicht. Nicht vor Paul. Ich würde ihr auch gerne von Niko erzählen. Von der Nacht in den Untiefen der Schicksalsströmung.

Aber ich verbiete es mir. Nicht nur, weil die Gelegenheit nicht eben anklopft, sondern auch, weil mir plötzlich aufgeht wie komisch es wäre, wenn Bianca erführe, dass ich es während ihrer Abwesenheit mit ihrem Zwischenmieter in ihrem Bett getrieben habe. Denn davon hat sie keinen blassen Schimmer. Weil sie in den entscheidenden Tagen unerreichbar auf irgendeinem Hochplateau war. Und ich es danach verschwiegen habe, beim Skypen, beim Over-the-ocean-mailen. Diese Nacht war mir zu heilig. Und die Umstände so delikat. So etwas erzählt man besser persönlich, damit jeder falsche Beigeschmack, falls einer auftaucht, sofort ausgewischt werden kann – hatte ich mir gedacht und mich an dieses Credo gehalten. Aber jetzt, mit Biancas plötzlichem Gefühlsausbruch für Paul beschließe ich ihr das Betthupferl möglichst zu verschweigen. Soll die eine unter tausend Nächten ruhig im Dunkel der Vergangenheit verschwinden.

„Die Croissants sind echt spitze“, sage ich darum nur. Und weil mir das in Anbetracht der Tatsachen etwas dünn erscheint, füge ich hinzu: „Der Bäcker am Eck ist einfach der Beste.“

„Endlich wieder heimische Backwaren“, seufzt Bianca, die dankbar für den Bäcker ist, der ihr mit seinen Teigwaren für einen Augenblick Zeit lässt, die erfahrenen Gegebenheiten zu verdauen. Zumindest ein wenig. Ich verdaue ebenso und beglotze Biancas Bett. Es ist frisch bezogen, mit grüner Satinbettwäsche und ordentlich aufgeschüttelt. Mir fährt Bildmaterial im Kopf herum, das ich versuchsweise mit einem langen Zug an meinem Sektglas zu vertreiben suche. Ergebnislos. Die eine lose Latte quietscht

ohrenbetäubend zwischen meinen Schläfen. Komisch, dass Bianca und Paul sie nicht hören. Dumpf hämmert sie in den aufsteigenden Stromschnellen der Schicksalsströmung. Die den Raum weiterhin und erneut überflutet. Vor meinem inneren Auge mutieren die Wände des bordeauxroten Zimmers zu Aquariumswänden. Wir sitzen in einem Aquarium, Bianca, Paul und ich. Kauen und blubbern und tun, als seien wir Goldfische. Pusten und prusten Geschichten, zerkleinern Nahrungsmittel und starren Löcher in die geladene Luft. Bianca schielt goldrot zu Paul. Der wiederum wackelt mit den Flossen in seinen schwarzen Tennissocken und beäugt den lila Flokati unter seinen Sohlen. Bianca macht Gluck-Gluck und ihr Sektglas ist schon wieder leer. Ich höre mich blubbern von Paul und mir. Starre dabei mit fischigem Schmollmund Kilmts Geküsste über mir an der Wand an. Und schüttele innerlich meine Gräten, über die Liebes-Angeleien im Weltmeer und ihre Haken.

01:57 Uhr.

Klimts Kuss über unseren Köpfen erscheint mir im Nachhinein wie ein fast peinlich profaner Fingerzeig des Schicksals. Mich überkommt im nächtlichen Bett, in dem keine Latte quietscht nur Paul sägt, der Verdacht, dass die Schicksalsströmung sich vermutlich sogar am Décor ihrer Inszenierungen zu schaffen macht. In dem wir wie die letzten Schwarmintelligenzbestien herumrudern. Geschmacklos gestaltet sie Szenenbilder – Wasserspieglungen, die das tägliche Theater als flaches Bild zurück in unsere kurzsichtigen Linsen werfen. Sie verkleidet Welt und Räume. Für die großen Momente im Leben. In denen man immer nackt ist.

Bianca wirkt nach zwei Stunden Brunch gleichermaßen enttäuscht wie erleichtert, als Paul und ich uns verabschieden. Ihr Kater, dem sie gekonnt Kontra geboten hat, obwohl auch er kläglich miauend sein Recht fordert, ist nichts gegen das Ringen mit den Gefühlen für meinem Kater. Trotzdem verabschieden wir uns herzlich. Bianca sich vielleicht sogar etwas zu herzlich. Aber ich nehme es ihr nicht krumm.

„Adios“, grinst sie und drückt mich. „Bis die Tage“.

„Ja“, sage ich. „Komm gut an.“

„Bis dann“, sagt auch Paul. Und umarmt Bianca. Schließlich ist sie meine beste Freundin.

„Wir sehen uns.“ Bianca sieht Paul an. Ich schaue weg. Nur einen Augenblick. Will nicht wissen, was ich verpasst habe. Stattdessen winke ich Bianca zu und steige die Stufen hinunter, zurück auf die offene Straße.

Wahrscheinlich hätte Bianca bei dieser ersten Begegnung, so denke ich heute, am liebsten mit Paul Lattenrost und Fünf-Phasen-Schaumstoffmatratze ihres Betts getestet. Gütesiegel sehr gut. Stiftung Warentest vergibt die Note 1,0 – kann ich nur sagen. Und bin heilfroh, dass Bianca mir das nie angetan hat. Denn unter Freunden gibt es Regeln. Damit das Rudel eine Überlebenschance hat. Gegen die feindliche Zivilisation. Zerstörerischer Beziehungswirrwarr ist tabu. Da gilt es, sich gegen die eigene Natur zu stemmen. Das war schon lange vor den zehn Verboten klar. Zum Ersten, zum Zweiten, zum Allgemeinwohl. Wobei – mal ganz *ehrlich* ehrlich – woher weiß man eigentlich was das Allgemeinwohl ist? Denn, wer weiß, vielleicht tut so ein bisschen Beziehungs-Hippietum Lenden, Becken und Gemütern auch gut? Aber komplizierterweise

sieht das ja jeder anders. Und zu allem Überfluss wechseln die Einstellungen auch dauernd. Nicht nur bei den anderen, die darum auch echt die Hölle sein können. Man weiß ja oft selbst nicht, zumindest nicht wirklich, was man will. Geschweige denn, was einem gut tut. Weil man ja generell nix weiß und immer nur annimmt. Also bleibt die Frage nach dem Allgemeinwohl groß und breit und auch sorgenvoll gemeinsam mit der Frage nach dem Eigennutz im Raum stehen. Oder auch neugierig vor dem Schlüsselloch. Man schaut in seiner ureigenen, menschlichen Unzulänglichkeit ja gerne durch Schlüssellocher und meint dann beim Schauen, das Zimmer dahinter zu kennen. Wenn man es dann tatsächlich betritt, eröffnet sich im Regelfall Neuland.

6 – Wahrheiten und Pflichten

Am ersten Abend, den Bianca, Niko, Paul und ich zu viert verbrachten, trafen wir uns – wie konnte es anders sein – in der Goethe-Straße 11. Es war der elfte Elfte, den wir, auch ohne dass wir uns in einer Karnevalshochburg befanden, sondern lediglich in der 3. Etage eines Altbaus aus der Gründerzeit wie die Jecken begingen. Bianca, die es nach eigener Aussage „amüsant“ fand, dass ich dank ihres Zwischenmieters an meine bessere Hälfte gekommen war, hatte gemeint, wir müssten uns unbedingt mal alle bei ihr daheim zu einem geselligen Abend treffen – und daraufhin das Meeting initiiert. Dass ihr besonders viel daran lag, Paul zu sehen, blieb mir natürlich nicht verborgen – aber ich machte mir darüber auch keine Gedanken – oder versuchte es zumindest.

Das Licht geht aus, der abendliche Vorhang öffnet sich. Ein Freundinnen-Paar und ein Freundespaar treffen aufeinander. Bianca findet es „verrückt“, wie sie bei unserer Ankunft erklärt, dass Niko nun als Freund meines Freunds und nicht bloß als Zwischenmieter seine ehemalige Bleibe besucht. Wir hocken im berüchtigten Zimmer auf den bekannten Sitzgelegenheiten um den bekannten Tisch. Sehen uns teils wissender, teils unwissender an. Niko sitzt auf seinem Hocker und blickt um sich.

„So vertraut...“, lächelt er. Und fügt bei einem Seitenblick auf Paul und mich hinzu: „Sollte wohl alles so sein...“

„Meinst du?“, fragt Bianca.

Niko antwortet nicht. Erzählt stattdessen Bianca die Story wie sie überhaupt zu seiner Zwischenmiete gekommen ist, die Paul und ich schon kennen.

„Also“, beginnt Niko. Und berichtet, wie er im Frühjahr des Jahres Schluss mit seiner langjährigen Freundin hatte, mit der er seit der Schulzeit zusammen gewesen war, weil sie nach dem Studium einen Job in Australien bekam. Wobei die Beziehung schon seit Jahren „bröckelte“, wie Niko es ausdrückt. Seine Ex entschied sich gegen ihn und für die große weite Welt. Niko verstaute sein Hab und Gut und überhaupt sein Leben daraufhin erst mal im Keller seiner Mutter.

„Oh Mann!“, leidet Bianca mit ihm.

„Tja...“, Niko zuckt mit den Schultern.

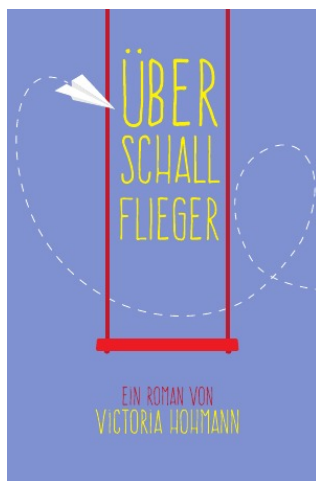
„Läuft manchmal einfach so“, weiß Bianca. „Klar wolltest du nicht wieder bei Mama einziehen...“

„Ne“, Niko schüttelt den Kopf. „Kann auch nicht so gut mit ihrem Neuen.“

Ende der Leseprobe von:

Überschallflieger

Victoria Hohmann



Hat Ihnen die Leseprobe gefallen? Das komplette Buch können Sie bestellen unter:

<http://epub.li/1Ird7As>

